

Vorbereitungsklasse

I. Preis

Krueger Otto.

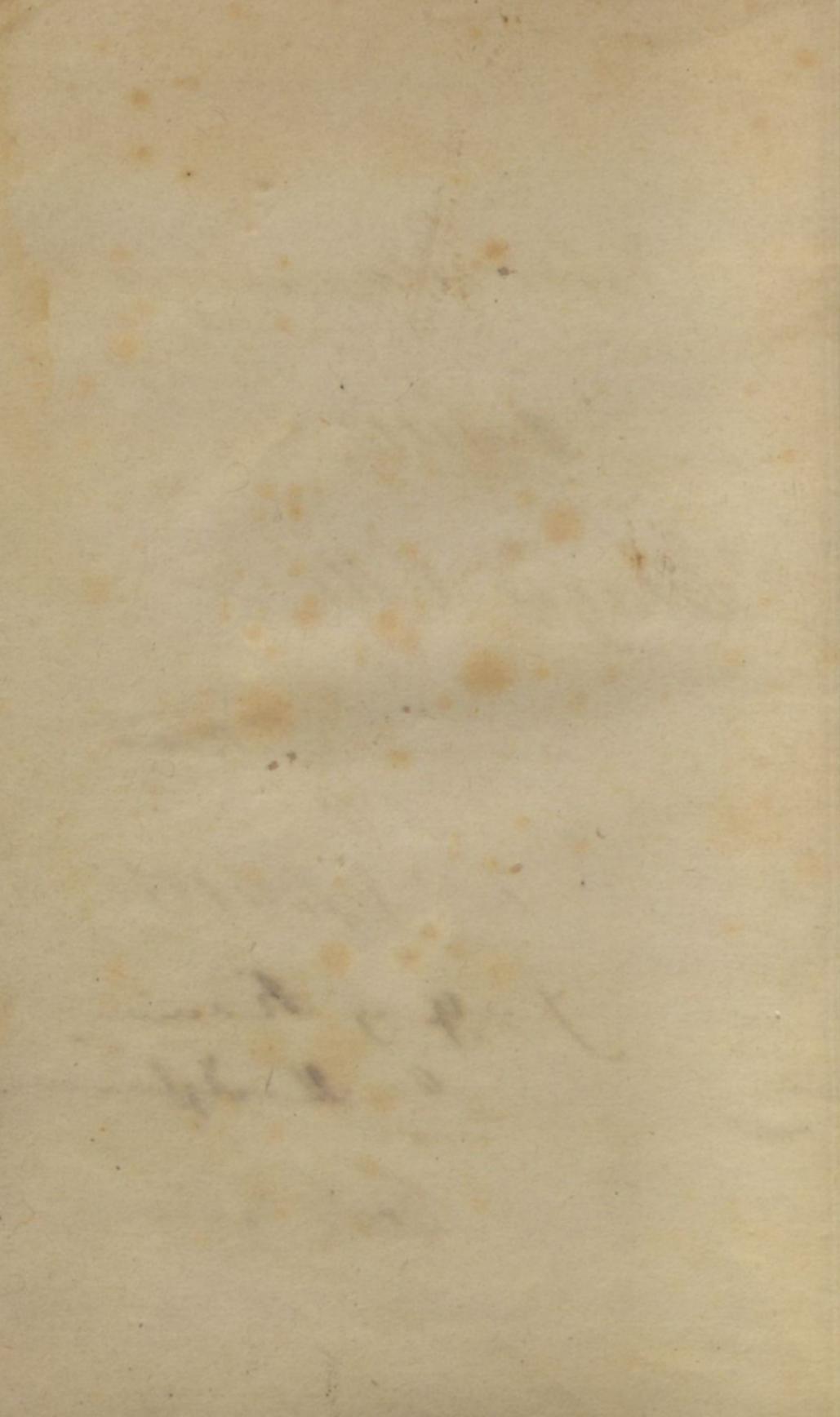
Kgl. Lehrersekt. Inspektion
Raiferszell.

Am 8. Juli 1872.

J. G. Kimm
u. H. H. H.

G. H. H.





Katholische
Unterhaltungsbibliothek.

Herausgegeben

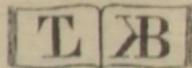
von

J. v. Seemstede.

~~~~~  
I. Jahrgang.  
~~~~~

Viertes Bändchen:

Banning, Vor drei Jahrhunderten.
(Zweiter Theil.)



Aachen,
Verlag von Leo Depe.
1871.



Vor drei Jahrhunderten.

Passionsblumen,
im „Kennemerland“ gepflückt.

Von

H. A. Banning.

Dem Holländischen nach erzählt

von

L. v. Seemstede.

(Bekrönte Preiserzählung.)

Zweiter Theil.

[T B]

Aachen,

Verlag von Leo Depe.

1871.

Der drei Jahrhunderten.

ausgewählten

im Neuen Reich gebräuchlich

von

J. A. Schöner

dem Reichsarchiv in Wien

von

J. A. Schöner

(Königliche Hofbibliothek)

zweiter Teil

[L. B.]

Wien

Verlag von J. B. Schöner

Druck von Alb. Jacobi & Co. in Aachen.

I.

Während in Haarlem die Dinge vorfielen, wovon wir im ersten Theile berichtet haben, wurde in den verschiedenen Provinzen der damaligen Niederlande ein hartnäckiger und unmenschlicher Streit geführt zwischen dem Herzog von Alba und dem Prinzen von Oranien, zwei Männern, die man mit gleicher Uebertreibung zu beurtheilen pflegt.

Man macht in unserm Lande aus Alba gewöhnlich ein Ungeheuer, dem nur der Pferdefuß noch fehlt, um ihn dem eingefleischten Teufel gleich zu stellen; doch es geschieht dieses auf Kosten der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Der gefürchtete und allerdings schreckliche Spanier war ein ausgezeichneteter Feldherr, ein Mann von strengen Grundsätzen, von denen er nie abwich. Er war ebenso strenge gegen sich selbst als gegen Andere und ebenso wenig als er je in seiner Pflicht zu kurz kam, konnte er seinen Soldaten oder Untergebenen die geringste Widerseßlichkeit, den kleinsten Ungehorsam nachsehen. Er haßte Alles, was auf Revolution nur leise hindeutete, und um diese zu unterdrücken handhabte er, ohne je sein Herz zu Rathe zu ziehen, mit unerbittlicher Strenge die Befehle, deren Vollstrecker er war. Manche grausame That ist dadurch hervorgerufen; doch mit Unrecht nennt man ihn

deshalb blutdürstig, denn in einem Blutdürstigen muß man eine leidenschaftliche Sucht zum Peinigen und Blutvergießen voraussetzen und diese Sucht besaß Alba nicht. Die von Alba zum Blutgerüste Verdammten hatten ihr schreckliches Loos den strengen Gesetzen oder gesetzlichen Bestimmungen zuzuschreiben und nicht, wie man vorgibt, der Grausamkeit des Vollziehers; und hat dieser auch das Kriegsrecht in einer Weise ausgeübt, die das Herz mit Entsetzen und Abscheu erfüllt, so darf man doch nicht vergessen, daß er Rebellen und vogelfrei Erklärten gegenüber stand und nicht selten noch unmenschlichere Thaten zu bestrafen hatte, als man von ihm aufgezeichnet findet. Es ist bekannt, daß Thränen über seine Wangen flossen, als man ihm die Hinrichtung Egmond's und Hoorne's meldete. Er haßte das Verbrechen, nicht den Schuldigen. Man muß wohl im Auge behalten, daß das 16. Jahrhundert ebenso streng war im Bestrafen politischer Verbrechen und Vergehen, als das 19. Jahrhundert im Entschuldigen und Beschönigen derselben, und wenn man irgendwo ein Heraustrreten aus jenem Geiste der Zeit suchen will, so wird man bei Alba an den unrechtlichen Mann kommen. Er war auch gleich hart und streng gegen die kirchlichen als gegen die politischen Uebertreter, weil Beide sich gegen die bestehenden Gesetze auflehnten; Jene, die Zeit und Umstände in Betracht ziehen, werden darin wohl nichts Auffallendes finden. Selbst Wilhelm der Schweigsame hatte einige Jahre früher in einem Brief an Papst Pius V. versprochen, daß er die „kezerische Pest“ in seinem Fürstenthum Dranien mit aller Kraft

ausrotten und daß er seine neuerungsfüchtigen Unterthanen ohne Ansehen der Person mit Einziehung der Güter und Verbannung strafen werde.

Wenn dieser, den man so gerne den Begründer der Gewissensfreiheit nennt, die Erhaltung der katholischen Religion durch gewaltsame Mittel, als seine Pflicht ansah, kann man dasselbe denn Alba zum Vorwurf anrechnen?

Man hat seit drei Jahrhunderten den Namen Alba's nur mit Verwünschungen auf den Lippen aussprechen hören, weil man all das vergossene Blut ihm zur Last legte; das ist unbillig, ungerecht. Er war nicht allein hier gekommen, um das Land im Namen des gesetzlichen Fürsten zu regieren, sondern hauptsächlich als Feldherr, um es wegen des Aufstandes zu züchtigen und zu strafen, um das Urtheil zu fällen über Jene, die das Schwert gegen ihren rechtmäßigen Fürsten gezogen hatten, und in der Vollziehung dieses Urtheiles war er unerbittlich streng. Möge man ihn stolz, barsch und gefühllos nennen; dies wird genügen, um wenig Sympathie für den Mann zu erübrigen, der mit angemessener Nachgiebigkeit und Sanftmuth vielleicht sein Ziel erreicht hätte.

Diesem unerbittlichen Vollzieher der strengen Befehle König Philipp's gegenüber, stand der Prinz Wilhelm von Oranien an der Spitze der Aufriührer und der von ihm angeworbenen Banden fremder Miethlinge. Er würde in seinem Streit gegen das mächtige Spanien wohl bald den Kürzern gezogen haben, wenn er in der herrschenden Unzufriedenheit keine Stütze gefunden hätte. Der Name Alba's war schon gebrandmarkt, bevor der strenge Feldherr

in die Niederlande kam; man hatte dafür zu den Mitteln gegriffen, die man auch in unserer Zeit unter solchen Umständen nicht verschmähen würde. Außerdem haßte man in Alba schon den Spanier; man wollte die Niederländer von einem Niederländer regiert wissen, und als nun Alba mehr als Kriegsmann denn als Staatsmann auftrat, als er die Städte, die sich am Aufruhr betheilig hatten, züchtigte, verschiedene ansehnliche Edelleute und viele Bürger, die als die Häupter der revolutionären Bewegung betrachtet werden mußten, zu Tode bringen ließ und endlich die verhaßte Steuer, unter dem Namen des „Zehnten“ bekannt, einführte, — da begann die Unzufriedenheit gegen Alba einen mehr allgemeinen Charakter anzunehmen.

Dies soll jedoch nicht heißen, daß die Zahl Jener, die damals an den Umsturz der spanischen Herrschaft dachten, nur sehr klein war, so daß Niemand diesen Gedanken laut auszusprechen gewagt hätte. Man wollte die Rechte und Vorrechte gewahrt wissen; man verlangte eine milde Anwendung der Gesetze, die Abschaffung der verhaßten Steuer und vor allen Dingen die Entfernung des Herzogs von Alba, — doch es würde Entrüstung und keine Sympathie hervorgerufen haben, wenn die einflußreichen Männer ein Wort der Auslehnung gegen des Königs Autorität zu sprechen gewagt hätten, und dies nicht nur bei den Katholiken, welche die große Mehrzahl der Bevölkerung bildeten, sondern auch bei den gemäßigten Neuerungsüchtigen, die nebst der Hinwegräumung der allgemeinen Beschwerden nur Religionsfreiheit verlangten.

Dies hatte der Prinz von Oranien auch schon sehr

gut eingesehen, als der Plan bei ihm zu reifen begann, die Niederländischen Provinzen zu seinen Gunsten der Krone Spaniens zu entreißen, schon lange, bevor durch die Einführung der mehrgenannten Steuer die Unzufriedenheit so allgemein geworden war. Mochte Oranien als Kriegsmann Alba nicht gleichkommen, er übertraf ihn bei Weitem an Geist und politischer Geschlossenheit, er war viel vorsichtiger und schlauer und verstand es meisterlich, seine Gedanken zu verbergen und seine Handlungen zu bemänteln. Man hat wohl mal behauptet, daß Wilhelm der Schweigsame seiner Zeit um drei Jahrhunderte vorausgewesen ist; wenn man dabei die moderne Politik im Auge hat, kann dem gewiß nicht widersprochen werden. Oranien war in den Niederlanden beliebt, denn, obgleich er stolz und herrschsüchtig war, so daß er Niemanden neben sich und kaum den König als Lehnherrn dulden konnte, so wußte er dies sorgfältig zu verbergen; er war im täglichen Verkehr leutselig und zuvorkommend und konnte sich, wenn dies seinen Absichten förderlich war, selbst so beherrschen, daß er unempfindlich gegen Beleidigungen schien. Kein Wunder also, daß ein solcher Mann Unterstützung fand, nicht nur bei den Neuerungsüchtigen, sondern auch bei vielen Katholiken, die sich durch schönscheinende Versprechen und Ausichten hatten verleiten lassen, an einem Aufstand theilzunehmen, der nicht gegen Alba, sondern gegen den König von Spanien und den Katholicismus gerichtet war. Er hat es jedoch, nicht nur bei seinem ersten Einfall in die südlichen Niederlande im Jahre 1568, sondern auch während der Begebenheiten, die wir erzählen, nicht gewagt

die Fahne des Aufbruchs öffentlich gegen den König von Spanien zu erheben. Im Jahre 1568 veröffentlichte er vor der Werbung seiner Truppen ein Manifest, worin er eine Aufforderung richtete „an die Unterthanen Sr. Maj. des Königs“, das Land, das Alba in's Verderben zu stürzen drohte, zu retten, von der Tyrannei zu befreien und unter des Königs Regierung eines dauernden Friedens theilhaftig zu machen. In einem Schreiben an Kaiser Maximilian von Deutschland ging er noch weiter, indem er vorgab, daß Alba die Niederlande der Krone Spaniens zu entreißen suche, um sich selber die höchste Macht anzueignen. Zu gleicher Zeit erschien von ihm eine Warnung an die Staaten, Bischöfe, Aebte, Prälaten u. s. w., worin er ihnen seine Hülfe anbietet gegen „die gräßliche Tyrannei Alba's“, vorausgesetzt, daß Jeder ihn nach Kräften unterstütze. Diese Maske hat der Prinz von Oranien auch 1572 vorgehalten, wo er nur konnte oder wo es ihm zu Statten kam; überall jedoch, wo der Aufstand gelang, wurde nicht nur das Ansehen Spaniens verworfen, sondern trat überall sofort der kalvinistische Charakter zu Tage, und wurden die Waffen gegen die Katholiken gefehrt, selbst dann, wenn sie, auf schöne Worte bauend, dem Prinzen oder seinen Truppen Beistand verliehen hatten.

Nachdem am 1. April Brielle den Wassergeusen in die Hände gefallen war und bald darauf Dordrecht, Gorkum, Blissingen, Enkhuizen und mehr andere Städte dasselbe Loos theilten, meistens unter Mitwirkung der Einwohner, die damals noch durchaus nicht den wahren Grund des

Aufstandes ahnten, begann die Verfolgung der Priester und Mönche und das Plündern der Kirchen und Klöster. Der berühmte Wilhelm van der Marck¹⁾ hatte damit in Brielle den Anfang gemacht, als er kaum festen Fuß gefaßt hatte. Die Geistlichen wurden verjagt oder in den Kerker geworfen, die geweihten Gefäße entheiligt, die goldenen und silbernen Altarzierden, die Alben, Caseln und Alles, was einigen Werth besaß, erbeutet und in die Schiffe geborgen. Einen Theil dieser Messgewänder hatten die Wassergeusen zum Spott angezogen, als sie mit ihren Schiffen Gorkum nahen. Welche Greuel in jener Stadt verübt wurden, ist uns aus der Geschichte der Märtyrer von Gorkum bekannt. In Alkmaar, Hoorn, Enkhuizen und besonders auch in den südlichen Niederlanden, wo das Heer des Prinzen auf's Neue eingefallen war, wurde nicht weniger grausam gehaust. In Roermond u. A. ist ein Blutbad angerichtet worden, das an Gorkum erinnert. Zwölf Karthäusermönche, zwei Laienbrüder und noch zwölf andere Geistliche wurden dort in einer Weise gemartert, die keine Beschreibung zuläßt. Von dort fiel das Heer des Prinzen in Brabant ein, wo es sich überall die größten Unmenschlichkeiten zu Schulden kommen ließ; „denn nicht allein ermordete man bei der Einnahme von Städten Alle, die Widerstand boten und überließ man die Häuser der Plüundersucht der Soldaten, sondern man schonte weder Alter noch Geschlecht, wüthete gegen die Gräber und den Ruheplatz der Todten und schien Alles für Feind zu halten. Hauptsächlich aber rastete man gegen Kirchen und Priester. Man erfand neue Foltern, um die

Geistlichen mit um so mehr Schmerz und Schande sterben zu lassen; keinem einzigen Priester wurde das Leben geschenkt“ *).

Wie konnte man sich hier auf den Vorwand berufen, daß der Prinz von Oranien gegen Alba Krieg führte, um die Rechte des Königs zu vertheidigen und die Bürger in Schutz zu nehmen?

Doch die Bartholomäus-Nacht ²⁾ gab den Dingen unerwartet eine andere Wendung. Karl IX. von Frankreich, der bis dahin unter dem Einfluß der Hugenotten stand, hatte durch das Senden von Hilfstruppen dem Aufstand eine mächtige Stütze verliehen. Dies hörte plötzlich auf, und der Prinz von Oranien blieb nicht nur ohne den zugesagten Beistand, der ihm für den Augenblick unentbehrlich war, sondern die französischen Soldaten, die nebst des Prinzen Bruder Ludwig von Nassau, in Bergen von den Spaniern belagert wurden, erhielten Befehl, die Stadt an Alba überzuliefern. Dazu kam noch, daß der Prinz kein Geld mehr hatte und seine Soldaten zu meuten anfangen, während er in seine deutschen Söldnertruppen gar kein Vertrauen stellte. Auch wußte er sehr gut, daß er auf die Bürger nicht rechnen durfte, und daß diese dem Streit nur unthätig zusahen, weil sie die Schreckensherrschaft seiner Unterbefehlshaber fürchteten. Er beschloß deshalb sich mit seinem Heere zurückzuziehen und begab sich nach Mecheln, wo er der Regierung 60,000, nach Anderen 100,000 Gulden abzwang.

*) So erzählt Strada.

Es scheint, als wenn der Prinz zu jener Zeit den Muth, um den Kampf gegen Alba fortzusetzen, verloren habe. Er muß wohl vollständig rathlos gewesen sein, da er nach dem Zeugniß von Zeitgenossen ausgerufen haben soll: „Könnte ich die Gnade meines Königs und des Papstes wieder erlangen, so wollte ich knieend ihre Befehle entgegennehmen“. Er hat sogar versucht, eine Unterhandlung mit Alba anzuknüpfen und sich dem Churfürsten von Cöln in die Arme geworfen, um durch diesen zu erlangen, daß der König von Spanien dem Prinzen von Oranien ein jährliches Einkommen bewillige, in Verhältniß zu seinen mit Beschlag belegten Gütern, unter der Bedingung, daß er seinerseits sich freiwillig für immer aus den Niederlanden entferne, dem Könige alle aufrührerischen Städte überliefern und den katholischen Glauben wieder herstelle.

Noch immer hatte Oranien gehofft, daß in Brüssel eine Bewegung zu seinen Gunsten entstände, doch auch darin wurde er getäuscht, denn die Bevölkerung blieb ruhig. Da verließ er am 23. September Mecheln und sein Heer zog plündernd und verwüstend durch das Land, nicht weniger als 3000 Wagen geraubter Güter mit sich führend. Als er bei Drsoy über den Rhein gezogen war, wollte er seine Söldner entlassen, doch diese empörten sich, als sie sahen, daß keine Löhnung vorhanden war. Sie wollten den Prinzen für den rückständigen Sold an Alba verkaufen und dieser mußte sich, weil seinem Leben Gefahr drohte, verbergen, bis der Pöbel eine genügende Bürgschaft für das Verschuldete erlangt hatte.

Unter den Grausamkeiten, welche die Soldaten des Prinzen während dieses Abzuges verübten, ist vor Allem der Priestermord zu Dudenaarden zu nennen. Nachdem sie die Kirchen und Klöster geplündert und verwüstet hatten, überfielen sie das Kloster der Minoriten, tödteten den neu ernannten ersten Bischof von Deventer und warfen die anderen Priester in den Kerker. Vier Wochen später wurden die Unglücklichen von den Unmenschen aus den Fenstern des Castells in die Schelde geworfen.

Als der Prinz sein Heer abgedankt hatte, wurde es Alba natürlich leicht, die südlichen Provinzen wieder der Macht des Königs zu unterwerfen, einestheils, weil der Kern der Bevölkerung dem Aufstande fremd war und anderentheils wegen der begründeten Furcht vor der Grausamkeit der Spanier, die darin den Bilderstürmern nicht nachstanden. Hierauf zogen die Spanier gen Norden, wo die vornehmsten Städte im Besitz der Rebellen waren. In der ganzen Provinz Holland waren nur zwei Orte Spanien treu geblieben, Amsterdam und Schoonhoven. Erstgenannte Stadt weigerte sich hartnäckig, den Prinzen als Statthalter anzuerkennen.

Dranien, der diesen Feldzug, worauf er all' seine Hoffnung gebaut hatte, und der ihm nach der Einnahme von Brielle und der übrigen oben genannten Städte so schöne Erwartungen rege gemacht hatte, gänzlich mißlingen sah, beschloß, im Norden das Aeußerste zu wagen und begab sich Ende October über Zwolle, Kampen und Enkhuizen nach Haarlem.

Wir haben diese Abschweifung für das weitere Ver-

ständniß unserer Erzählung nöthig erachtet und kehren nun ebenfalls nach Haarlem zurück.

In der Spaarnestadt war seit den traurigen Begebenheiten des 21. August wenig Neues vorgefallen. Die Katholiken wagten es in den ersten Tagen, aus Furcht vor neuer Verfolgung nicht, ihre geschlossenen und entweihten Kirchen zu öffnen. Die Priester brachten in verschiedenen Wohnungen, wo man, so gut es gehen wollte, ein Zimmer für den heiligen Dienst eingerichtet hatte, in der Stille das Messopfer dar, und zwar so viel möglich am frühen Morgen, damit die Betheiligten weniger Gefahr liefen, belauscht zu werden. Doch nur eine kleine Anzahl konnte dieses Glückes theilhaftig werden, die Meisten mußten ganz darauf verzichten. Nach einigen Wochen wagte man es jedoch, die Kirchen zu öffnen und zu säubern, und da zeigte es sich, daß es den Bilderstürmern mehr darum zu thun gewesen war, sich mit den Kostbarkeiten zu bereichern und ihre Wuth an den Geistlichen auszulassen, als daß sie die Katholiken an der Ausübung ihres Gottesdienstes hätten hindern wollen. Der Pöbel war denn auch hauptsächlich nur von den Rädelsführern der revolutionären Bewegung aufgehetzt, die den Bürgern ihre Macht mal zeigen wollten.

Manche Thräne wurde vergossen bei dem Hinwegräumen der verstümmelten Bildwerke und bei dem Einsammeln der geweihten, von Bubenhand geschändeten Gegenstände, und als in St. Bavo zum ersten Male wieder das ewige Opfer dargebracht wurde, hörte man die Wenigen, die es gewagt hatten, dort zu erscheinen, laut schluchzen. Denn

überall, wohin sie ihr Auge wenden mochten, wurde die Erinnerung an die verübte Heiligthümung von Neuem erweckt. Es ist wahr, auch ein Brand oder ein Erdbeben hätte die Kirche so verwüsten können, doch dadurch wäre nicht ein so schmerzlicher Eindruck hervorgerufen. Es waren Menschen, die das Heiligthum des Herrn verwüsten, die in Raserei den Ort entheiligt hatten, den Gott zu Seiner Wohnstätte erkoren. Das Tabernakel zeigte noch die Risse und Beulen, durch Beil- und Hammerschläge verursacht; das Symbol des heiligen Geistes war vom Predigtstuhl verschwunden und die wenigen Bilder, die noch auf ihren Postamenten standen, waren so verstümmelt, daß man sie nicht mehr erkennen konnte.

Doch es bewährt sich stets, daß der Glaube durch Verfolgung kräftiger wird, sowie die Eiche beim Sturme ihre Wurzeln tiefer schlägt. Die Katholiken, die früher nur zu leicht ihr Ohr den Einflüsterungen Jener geöffnet hatten, die ihre eigene Meinung über Gottes Gesetze und Gebote stellten, waren nun bereit gewesen, für ihren Glauben zu sterben. Sie ahnten nicht, daß die Dornenkrone schon für sie geflochten wurde.

Doch wenn die Katholiken auch schon wieder hervortraten, um die heiligen Geheimnisse in ihren beraubten Kirchen zu feiern, so ging doch Alles ohne Pracht und Gepränge und ohne daß die Gläubigen von den metallnen Zungen, die vom Kirchturm reden, zusammengerufen wurden. Auch die Damiate-Blöcklein, die früher unaufhörlich an den christlichen Heldenmuth erinnerten, ließen sich nicht mehr hören; sie waren zum Schweigen ver-

dammt in demselben Augenblick, wo in den Niederlanden ein größerer Muth als je an den Tag gelegt wurde von Jenen, die unter dem Kreuzesbanner stritten und ihr Blut vergossen.

Es war übrigens in dem Zustand der Dinge wenig verändert. Man konnte die Stimmung der Bevölkerung einen treuen Spiegel nennen von jener der Regierung und der Mitglieder des Rathes. Nur ein kleiner Theil hatte die neue Lehre angenommen, doch viele Katholiken hatten revolutionäre Ideen eingefogen, die zugleich mit dem Calvinismus oder doch als eine unvermeidliche Folge desselben entstanden waren; noch Andere wagten es nicht aus Menschenfurcht oder aus Besorgniß für Weib und Kinder, für Hab und Gut, öffentlich ihre Meinung zu vertreten. Die Folge hiervon war, daß die kleine Minorität die Ueberzahl beherrschte; man war vom spanischen Despotismus zu dem revolutionären gelangt, und schien keine Schwungkraft zu besitzen, um es mit der Letzteren aufzunehmen.

Dies stellte sich schon bald heraus, nachdem man die Thore den Orangisten geöffnet hatte. Die Mitglieder des Rathes hatten im Monat Juli, nach langem Widerstreben in eigener Mitte, endlich die Uebergabe der Stadt an den Prinzen beschlossen, unter der Bedingung, daß sowohl Person als Besitz der Geistlichen unbehelligt bliebe, eine Bedingung, die am 21. August so schändlich außer Acht gesetzt wurde; daß die Stadt all' ihre Privilegien behalten würde und keine andere Besatzung aufzunehmen brauchte, als das Fähnlein des Wassergeusen Ruichaver, der ein

Haarlem war. Auch diese Bedingung wurde nicht geachtet, indem alsbald mehr Kriegsvolk ankam und auch durch das Ausschreiben einer willkürlichen Steuer, die Wilhelm van der Marck erhob, ein geheimer Nebenbuhler Oraniens, der sich den Titel: „Statthalter von Holland“ anmaßte. Wie widerrechtlich diese Steuererhebung auch sein mochte in einer Stadt, die sich freiwillig dem Aufstand angeschlossen hatte, eine Einsprache dagegen konnte Nichts ausrichten; die revolutionäre Gewalt wollte es so und die Bürger bezahlten; denn furchtbare Drohungen wurden laut, und wenn man selbst der Kirchen nicht schonte, was mußten dann die Häuser der Wohlhabenden nicht befürchten?

Das waren die ersten Früchte des Freiheitsbaumes.

Zu welcher Partei man auch gehörte, Jeder richtete ein besorgtes Auge auf den Streit, der in den südlichen Provinzen gekämpft wurde, und als endlich die Nachricht kam, daß Oraniens Heer geschlagen und schon abgedankt war, entstand eine allgemeine Verzagtheit, sowohl bei den Gegnern als bei den Anhängern des Prinzen. Man kannte Alba's Grausamkeit; man wußte, daß er in den auführerischen Städten sowohl das Blut der Unschuldigen als das der Rebellen vergoß. Handel und Arbeit ruhten; es war öde und einsam in den Straßen, und man sah in den häuslichen Kreisen nur besorgte Gesichter.

Es war die Stille, die dem Sturm voranging, einem Sturme, der fürchterlich wüthen würde, weil er aus den menschlichen Leidenschaften hervorsproß.

Zu jener Frist kam der Prinz von Oranien unerwartet in Haarlem an, ein Ereigniß, das bei Vielen die Hoffnung

auf die Zukunft wieder belebte, einestheils, weil man ein großes Vertrauen setzte auf seine Einsicht, die aus allen seinen Handlungen hervorstrahlte, und andererseits, weil man hoffte, daß er die Freiheit für Alle und die Rechte und Vorrechte der Stadt, die von seinen Unterbefehlhabern so schändlich mit Füßen getreten wurden, achten und wahren würde.

Dranien rief sofort die Staaten von Holland zusammen, um die Angelegenheiten der verschiedenen Provinzen zu ordnen. Bei dem chaotischen Zustand, der damals herrschte, und dem Freibeuter-Charakter der verschiedenen Anführer, Hauptleute und neuen Regierungspersonen, war dies wahrlich keine leichte Aufgabe. Er fertigte einen Befehl für das Kriegs- und Seevolk aus und ließ zugleich ein Plakat veröffentlichen, wodurch es Jedermann verboten ward, mit Alba oder mit Jemandem, der mit ihm in Beziehung stand, in Verkehr zu treten. Es war damals schon leicht vorherzusehen, daß Alba nach Unterwerfung der Städte in den südlichen Provinzen, sein Heer sofort nach Norden dirigiren würde, um dort die Autorität des Königs mit Feuer und Schwert zu handhaben oder wieder herzustellen, und alsdann war es keinem Zweifel unterworfen, daß Haarlem bald von ihm angefallen werden würde, weil das spanisch gesinnte Amsterdam ihm die schönste Gelegenheit für die Zufuhr der Heeresbedürfnisse bot. Haarlem war allerdings eine der größten aber auch eine der schwächsten Städte Hollands und den Geist der Majorität sowie die kleine Besatzung in Betracht gezogen, würde es nicht lange Widerstand bieten können. Der

Prinz versprach deshalb seinen vornehmsten Anhängern, daß er so bald möglich seinen Vertrauten Marnix von St. Aldegonde und das nöthige Kriegsvolk senden werde, um die Stadt in Vertheidigungszustand zu setzen.

Eines Mittags, als der Prinz im Rathhause eine Besprechung mit den vornehmsten Häuptionen seiner Partei, worunter sich auch Peter Ries und der Bürgermeister Stuyver befanden, gehabt hatte, wurde Talesius bei ihm angemeldet.

„Ist das nicht eins der früheren Mitglieder der Regierung?“ frug der Prinz, der ein Gedächtniß wie von Stahl besaß.

„Zugleich das Haupt der papistischen Partei, Excellenz“, sagte Ries rasch.

„Ihr wollt sagen: der spanisch gesinnten Partei“, verbesserte Stuyver, der, obgleich Katholik, ein getreuer Anhänger der calvinistischen Partei war.

„Führt man auch besondere Klagen über ihn?“ frug der Prinz.

„Ich habe ihn, ungeachtet seiner hartnäckigen Anhänglichkeit an Spanien, stets für einen rechtschaffenen und ehrlichen Mann gehalten“, antwortete Stuyver, „doch vor wenigen Wochen hat eine Hausfuchung bei ihm stattgefunden und dabei soll sich herausgestellt haben, daß er mit Vargas in brieflichem Verkehr stand“.

Ries schien wie auf glühenden Kohlen zu sitzen.

„Mit Vargas!“ rief der Prinz, der für einen Augenblick seine gewöhnliche Ruhe ganz verlor. „Aber das ist Hochverrath! Und dieser Mann ist noch auf freiem Fuße, Bürgermeister?“

Stuyver sah Ries an, doch da dieser die Antwort schuldig blieb, sagte er: „Nicht im Namen der städtischen Regierung hat diese Haussuchung stattgefunden, Excellenz, sondern in Folge einer besonderen Vollmacht des Herrn Gerard van Berkenrode“.

„Aber es muß doch Jemand von Berkenrode diese Vollmacht erhalten haben“, sprach der Prinz.

„Sie war mir von Herrn van Berkenrode zugestellt“, sagte Ries, noch immer eben betreten, „und ich habe mich des Auftrags nach bestem Vermögen entledigt“.

„Und hat man wirklich Briefe von Vargas bei Quirinus gefunden?“ frug der Prinz.

„Der Schreiber Herrn Stuyver's, der bei der Haussuchung zugegen war, hat mir einen Brief von Vargas ausgehändigt“, entgegnete Ries, der je länger je mehr erblaßte, „ich habe ihn Herrn van Berkenrode eingesandt“.

„Und warum ist nach solch' einer wichtigen Entdeckung jener Handlanger des Spaniers nicht unmittelbar verhaftet worden, Bürgermeister?“ frug der Prinz, sich an Stuyver wendend.

Stuyver zuckte die Achseln: „Wenn der Geheimschreiber Eurer Excellenz mit Umgehung der Regierung Maßregeln gegen besondere Personen ergreift“, sagte er mit angemessener Freimüthigkeit, „so wird die Regierung doch wohl nicht dafür zur Verantwortung gezogen werden können“.

Der Prinz sah Stuyver scharf an. „Das klingt mir Alles so räthselhaft“, sprach er, indem er Ries mißtrauisch ansah. Darauf ließ er den Boten kommen und sagte:

„Meldet Meister Quirinus, daß ich in wenigen Augenblicken ihm zu Diensten stehen werde“.

„Sollte es zur Aufklärung dieser Sache nicht besser sein, wenn Talesius in unserer Gegenwart von Eurer Excellenz befragt würde?“ frug Ries, der ein besonderes Zwiegespräch zwischen dem Prinzen und dem Alt-Bürgermeister zu scheuen schien.

„Darauf kann ich nicht eingehen“, sagte Wilhelm von Dranien kurzab, „Quirinus wird nicht als Angeklagter vor mich gebracht, sondern wünscht mit mir zu reden; vielleicht werde ich Euch später rufen lassen“.

Nachdem die Zusammenkunft beendet und der Prinz allein war, trat Quirinus ein. Dranien bot ihm einen Stuhl an und richtete einen Moment sein scharfes Auge auf das von Enttäuschungen und Sorgen gezeichnete blasse Antlitz. Was er dabei dachte, mochte nicht sehr zu Gunsten von Peter Ries ausfallen. Darauf sagte er mit der Zuverlässigkeit, die ihm so besonders eigen war: „Ihr wünschet mit mir zu reden, Meister Quirinus! womit kann ich Euch dienen?“

„Ich habe um die Ehre einer Unterredung mit Eurer Excellenz gebeten im Interesse unserer guten Stadt und der bürgerlichen und religiösen Freiheit meiner Glaubensgenossen“, antwortete Quirinus.

„Ich weiß, daß Ihr lange Jahre die Interessen der Stadt mit Gewissenhaftigkeit zu Herzen genommen habt, Talesius“, versetzte der Prinz. „Eure vielseitige Kenntniß und Gelehrsamkeit haben Haarlem große Dienste erwiesen; doch es ist mir auch bekannt, daß Ihr einer der eifrigsten

Anhänger seid des schnöden Spaniers und seiner Partei, die das Land dem Untergange weihen wollen“.

„Ich habe weder Achtung noch Sympathie für Alba, Prinz“, sagte Talejus, „doch er ist der Stellvertreter des Königs und der Vollstrecker der Gesetze, denen ich Gehorsam geschworen“.

„Alba verwahrlost ebenso sehr die Interessen und Rechte des Königs, als er die Rechte und Privilegien der Bürger und Städte mißachtet und mit Füßen tritt“, erwiderte der Prinz. „Um Beide, sowohl die Rechte des Königs als die der Bürger zu befördern und zu wahren, haben wir die Waffen gegen Alba ergriffen; Alle, die das Wohl von König und Vaterland wollen, haben sich uns angeschlossen, doch Ihr gehört zu Jenen, die diesem edlen Streben entgegenwirken und darum die Schuld tragen, daß der Kampf gegen Alba so blutig ist und so lange dauert“.

„Doch wenn jeder Bürgermeister oder jede beliebige Obrigkeitsperson die Befugniß hätte, die Thaten Jener, die mit der höchsten Macht bekleidet sind und im Namen des Königs befehlen, zu beurtheilen und zu verdammen, so würde Willkür statt der Ordnung im Staate herrschen, Excellenz! Und wo beginnt das Recht, seinen Eid zu brechen, den Gehorsam zu künden und gegen die gesetzliche Macht sich aufzulehnen?“

„Dort, wo die Gesetze und die Rechte der Bürger mit Füßen getreten werden“, sprach der Prinz mit mehr Nachdruck, als gewöhnlich; „dort, wo die Macht ihre Befugniß überschreitet; dort, wo die Blüthe und die Wohlfahrt des Landes durch widerrechtliche und tyrannische Handlungen

auf's Spiel gesetzt werden. Oder meint Ihr, daß die Rechte des Volkes nicht ebenso heilig sein müssen, wie die des Königs?"

„Ich habe nie daran gezweifelt, Excellenz!“ gab Talesius zur Antwort, „und während Eurer Statthalterschaft oft den Beweis gegeben, daß ich die Rechte der Bürger, so weit mein Ansehen reichte, unverkürzt zu erhalten mußte. Es ist bekannt, daß unser hochseliger Fürst, Kaiser Carl V., im Jahre 1554 den Staaten von Brabant versprochen hat, daß weder er noch seine Nachfolger jemals den zehnten Pfennig wieder einführen würden. Bei der Wiedereinführung dieser Steuer habe ich mich deshalb persönlich zum Herzog von Alba bemüht, um ihm zu bemerken, daß die Bürger sich gegen diese widerrechtliche Maßregel auslehnten und daß dadurch außerdem das Wort des souveränen Fürsten in Mißachtung käme“.

„Und wie lautete des Spaniers Antwort?“ frug der Prinz.

„Daß es des Königs Wille so, und daß er mir außerdem keine Verantwortung für seine Thaten schulde“.

„Ist dies denn nicht eine willkürliche Vertretung der Bürgerrechte?“ frug der Prinz wieder.

„Ich will jene Worte nicht vertheidigen, Excellenz!“ entgegnete Talesius, „doch entschuldigt meinen Freimuth, wenn ich Euch sage, daß in derselben willkürlichen und widerrechtlichen Weise mit den Rechten und Freiheiten der Bürger dieser Stadt, nach ihrem Abfall von Spanien, gespielt wurde und noch täglich gespielt wird; und würde trotzdem nicht Jeder als Rebell ergriffen und bestraft

werden, der Euch für die Folge den Gehorsam zu künden wagte?"

Man konnte es den Augen des Prinzen ansehen, daß er in Zorn gerathen wollte, doch er beherrschte sich, sah einen Augenblick in Talesius' edles Antlitz und sagte dann: „Wißt Ihr wohl, daß Eure Zunge Eurem Leben mal gefährlich werden könnte, Meister Quirinus?"

„Ich bin ein alter Mann, Prinz!“ erwiderte Talesius, „der für sich selber Nichts verlangt und dessen freudigster Wunsch es ist, das Land in Ruhe und die Bürger glücklich zu sehen. Verzeiht mir darum meine Offenheit, die hauptsächlich aus dem Wohlwollen hervorgeht, womit Eure Excellenz mich empfangen haben“.

„Dies verdankt Ihr der Achtung, die ich Eurer Gelehrsamkeit und Euren Fähigkeiten entgegentrage; für Eure politische Führung werdet Ihr wohl keinen Dienst von mir verlangen!“

„Es ist nicht für mich, daß ich hier gekommen bin, Excellenz!“ sagte Talesius, „sondern um für die Rechte der Bürger und namentlich für die meiner Glaubensgenossen einzutreten. Bei der Uebergabe der Stadt am 3. Juli wurde u. A. zur Bedingung gestellt, daß die Geistlichkeit an Leib und Gut unverkürzt bleiben; daß die Stadt all' ihre Vorrechte und Freiheiten behalten und vollkommene Religionsfreiheit genießen solle. Diese Bedingungen wurden im Namen Seiner Excellenz des Prinzen von Dranien zugestanden. Doch wie hat man sie gehalten? Kurz nach dem Uebergang der Stadt wurde eine außerordentliche Steuer erhoben durch den Grafen Lumey, der

sich Statthalter von Holland nennt; die Priester wurden mißhandelt, die Kirchen von ihren Kostbarkeiten beraubt und auf die schändlichste Weise verwüftet und entweiht und die Klöster wurden gestürmt“.

„Es ist ein ausgelassener Haufen gewesen, der sich diese Buhereien zu Schulden kommen ließ“, sagte Dranien, „und diese Störung des Gottesdienstes durch einen Theil der Bevölkerung ist keineswegs die Folge von einer Regierungsverordnung gewesen“.

„Das behaupte ich auch nicht, Excellenz! aber die Regierung hat sich gar keine Mühe gegeben, die beschworenen Rechte der Bürger zu handhaben, als der ausgelassene Pöbel öffentlich zur Bilderstürmerei angespornt wurde durch Lancelot van Brederode und mehrere Anderen; sie hat keine Hand gerührt, als die wüsten Haufen die Kirchenthüren mit Arthieben spalteten; Niemand ist wegen der öffentlichen Ruhestörung bestraft worden, und noch täglich werden die Katholiken auf der Straße mißhandelt, wenn sie sich heimlich zur Kirche begeben. Verzeiht mir, Excellenz, wenn ich unumwunden meine Meinung ausspreche: ist dies Alles keine Verletzung der Rechte und Freiheiten der Bürger? ist dies kein Mißbrauch der Macht? ist dieses geringer oder etwas Anderes als das, weswegen man Alba haßt und die Waffen gegen ihn erhebt?“

Der Prinz runzelte die Stirne und sagte streng: „Ihr seid kühn, Meister Quirinus, und scheint zu vergessen, wem Ihr gegenübersteht. Auch die Freimüthigkeit hat ihre Grenzen. Wenn Eure Glaubensgenossen alle eine solche Sprache reden, so ist es kein Wunder, wenn sie

als Feinde der neuen Regierung angesehen und behandelt werden. Ich werde eine Untersuchung anstellen lassen, weil ich die Rechte aller Bürger, ohne Unterschied, geachtet wissen will, doch es sind mir Dinge zu Ohren gekommen, woraus hervorging, daß viele Bürger von Haarlem, auch noch nach der Uebergabe der Stadt, im Geheimen die Sache des Spaniers zu befördern suchen, und es scheint mir, als wenn die Unordnung, wovon Ihr redet, darin wohl ihren Ursprung haben könnte. Das Volk ist schon lange der Schandregierung des blutdürstigen Spaniers überdrüssig; es verlangt Religions- und Gewissensfreiheit und will dafür Gut und Blut opfern. Doch es ist schon oft schändlich betrogen worden und wenn es nun sieht oder zu sehen glaubt, daß eine gewisse Partei noch stets im Dunkeln wühlt, um zu zerstören, was auf Kosten so theuren Blutes aufgebaut ist, und um das Land wieder den Geißelschlägen eines verabscheuungswürdigen Despotismus zu überliefern, denn es ist natürlich, daß es leicht aus Rand und Band geht. Ihr seid zu erfahren in der Geschichte, um nicht zu wissen, daß dies immer so gewesen ist, Meister Quirinus“.

„Ich habe mir die Freiheit nicht erlaubt, hier zu erscheinen, Excellenz!“ sagte Talesius, „um die städtische Regierung anzuklagen, noch um Eure Gerechtigkeit anzurufen gegen den Böbel, der unsere Kirchen verwüstet hat, sondern nur, um für die Folge um Euren Schutz zu bitten, damit wir Katholiken fortan, wie es Euer Wille ist, unbehelligt unseren religiösen Pflichten nachkommen können. Das war der einzige Grund meines Kommens, und ich bitte Eure

Excellenz inständigst darum im Namen meiner Glaubensgenossen, die, wie ich ruhig behaupten darf, sämmtlich friedfertige Bürger sind. Ich habe bei der Uebergabe der Stadt mein Amt niedergelegt, weil ich Nichts mehr ausrichten konnte, doch seit jener Zeit habe ich mich einzig und allein mit Gott, mit meiner Familie und meinen geliebten Studien beschäftigt und durch kein Wort und keine That Anlaß gegeben, von Parteisucht verdächtigt zu werden. Ich glaube, daß man Letzteres auch von fast allen meinen Glaubensgenossen wird sagen dürfen“.

„Euer ehemaliger Mitamtsgenosse Roosvelt scheint aber hiervon ausgenommen zu sein“, sagte der Prinz scharf.

„Roosvelt hat an dem unseligen 21. August seine Religion vertheidigt, Excellenz! als man öffentlich auf dem Marktplatze den Pöbel zur Bilderstürmerei und zur Mißhandlung der Priester aufreizte, und hat darauf hingewiesen, daß die Rechte der Bürger mit Füßen getreten würden, statt daß sie der Freiheiten theilhaftig würden, die ihnen zugesagt worden waren“.

„Und wenn ich Euch sage, daß ich von einem gewissen Briefe von Vargas weiß, der bei Euch gefunden wurde und woraus erhellt, daß Ihr mit dem Feinde in Einverständnis steht, werdet Ihr dann noch leugnen, daß Ihr nach der Uebergabe der Stadt der guten Sache entgegenzuarbeiten bestrebt waret?“ frug der Prinz, während sein Auge bei diesen Worten unablässig auf den Alt-Bürgermeister gerichtet war.

„Man hat mich falsch beschuldigt, Excellenz!“ sprach Talesius, der nicht die mindeste Verlegenheit an den Tag

legte, „es scheint, daß ich Feinde habe, die meinen Untergang suchen“.

„Aber man hat doch jenen Brief bei Euch gefunden?“

„Ich bin das Opfer eines schändlichen Complots gewesen, Excellenz! und bin es vielleicht noch. Ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß ich nie einen Brief von Vargas erhielt, den ich verachte, weil er unserem Lande so viel Unheil bereitet hat“.

„Was gibt mir eine Bürgschaft für die Wahrheit Eurer Worte?“

„Dafür muß Euch mein unbefleckter Name und die tadellose Erfüllung meiner Amtspflichten während mehr als zwei Menschenalter Bürge sein“, antwortete Talestus würdevoll. „Ich müßte ein Schurke sein, um Eure Excellenz gegenüber mit meinem Ehrenwort ein so schändliches Spiel zu treiben; und einen Schurken wird mich selbst mein größter Feind nicht zu nennen wagen. Doch Eure Excellenz müssen wohl schon vorher meine Schuld bezweifelt haben“, fuhr er in ruhigem Tone fort, „denn sonst hättet Ihr mich nicht vorgelassen, sondern dem Gefängniß überwiesen. Ich habe eine Zeit lang geglaubt, daß man sich dieses angeblichen Briefwechsels nur habe bedienen wollen, um das Volk gegen die Katholiken aufzureizen und zur Bilderstürmerei zu verführen; doch nun auch Eure Excellenz von dem Vorgefallenen wissen, scheint mir wirklich persönliche Gefahr zu drohen. Ich ersuche Eure Excellenz nur um die Gunst, mich gegen meine Ankläger vertheidigen zu dürfen; ich zweifle keinen Augenblick, daß alsdann mit Gottes Hülfe die Wahrheit an den Tag kommen muß“.

„Ich werde van Berkenrode die Sache untersuchen lassen“, sprach der Prinz, „und wünsche, daß Eure Unschuld sich zeigen möge, denn Verbrechen wie das, dessen man Euch beschuldigt, werden, ohne Ansehen der Person, strenge von mir bestraft. Es wird auch dafür gesorgt werden, daß man Euch und Eure Glaubensgenossen nicht mehr in der Ausübung Eures Gottesdienstes störe; die Religionsfreiheit muß der schönste Lorbeer sein, den wir vom blutigen Kriegsfelde pflücken. Aber dann muß auch von Eurer Seite Nichts geschehen, das dem freiheitsliebenden Volke Anstoß gibt. Bei der jetzt herrschenden Spannung ist das Volk nicht immer zu bändigen; wenn Böswillige einen Deich durchbohren, so kann man oft mit der äußersten Anstrengung das Wasser nicht zurückhalten. Es wird gut sein, wenn dieses von Euch und Euren Geistesverwandten nicht aus dem Auge gelassen wird“.

Talesius fühlte sehr gut das Unverdiente dieser versteckten Beschuldigung gegen die Katholiken, doch er stattete dem Prinzen seinen Dank ab für die zugesagte Aufrechterhaltung der Religionsfreiheit und bat ehrerbietig um noch ein paar Augenblicke Gehör.

Der Prinz machte eine zustimmende Bewegung mit der Hand, doch ersuchte er den Alt-Bürgermeister, sich kurz zu fassen, da seine Zeit beschränkt sei.

„Am Tage, wo die Unruhen stattfanden“, sagte Talesius, „hat ein sonst untadelhafter Jüngling in Gegenwart des Bürgermeisters Stuyver den Peter Ries einen Schurken genannt und mehr andere beleidigende Worte hinzugefügt, sowie den Schreiber von Stuyver und andere Personen

bedroht. Man hat ihn verhaftet und hält ihn noch gefangen. Seine Mutter, deren einziger Sohn und deren ganze Hoffnung er ist, ist untröstlich und ich fürchte für ihr Leben, wenn sie nicht bald aus der peinlichen Ungewißheit, worin sie wegen ihres Sohnes schwebt, erlöst wird. Möchte es Eurer Excellenz behagen, jenem Jüngling Verzeihung zu schenken; es würden alsdann zwei Menschen glücklich sein, die sich jetzt tief elend, tief unglücklich fühlen“.

„Das ist wieder eins der Beispiele, worauf ich eben hingewiesen habe“, sagte der Prinz. „Indem man Männer beleidigt wie Ries, der ein Märtyrer der Freiheit genannt werden darf und daher populär ist, verletzt man das Nationalgefühl und das läßt das Volk nie ungerochen. Es werden sich unter Euren Glaubensgenossen noch wohl Mehre befinden, die in ähnlicher Weise die wahren Freunde des Vaterlandes beschimpfen“.

„Der junge Mann gehört nicht zu meinen Glaubensgenossen, Excellenz“, erwiderte Talesius, „sondern zu den Anhängern der neuen Lehre. Sein Name ist Hugo van Dorde; er ist der Sohn eines Mannes, der vor einigen Jahren aus politischen Gründen verbannt wurde und in der Verbannung gestorben ist. Zum Beweise dafür, daß ich kein persönliches Interesse an seiner Befreiung habe, wird es genügen, zu erwähnen, daß er es war, der, ausgerüstet mit der Vollmacht van Berkenrode's und begleitet von dem Schreiber des Bürgermeisters Stuyver, die bekannte Hausfuchung bei mir vornahm“.

„Und Ihr bittet für ihn um eine Gunst?“ sagte der Prinz erstaunt.

„Ich kenne keine Mutter als eine brave Frau“, erwiderte Talesius, „die in Folge der Einziehung ihrer Güter schon arm und nun außerdem noch sehr unglücklich geworden ist. Auch der Sohn hat sich stets untadelhaft betragen; doch man hat ihn betrogen und ihn als ein Werkzeug benutzt, um mich zu verderben; man ließ ihn den Brief finden, der heimlich meinen Papieren untergeschoben wurde. Als nun seine Augen sich öffneten und sein ehrliches Gemüth sich entrüstete über die schändliche Rolle, die man ihm zugetheilt hatte, hat er seine Zunge nicht zu bemeistern gewußt und dadurch seine Freiheit verloren“.

„Ich verstehe Euch“, sagte der Prinz spitz, „Ihr wünschet die Freiheit jenes jungen Mannes, um zu gelegener Zeit einen Zeugen für Euch zu haben“.

„Euer Excellenz verkennen mich“, sprach Talesius gekränkt, „ich habe daran keinen Augenblick gedacht, als ich mich hierher begab, sondern allein an die betrübtete Mutter und an das traurige Loos ihres Sohnes, der für einen leichten Mißgriff so schwer büßen muß. Ist die Ausübung der Nächstenliebe denn so selten in unserer Zeit, daß eine einfache That, wie die meine, Aufsehen erregt und Verdacht erwecken muß? wie weit müssen wir dann verirrt sein von der Christenpflicht, die uns sagt: liebet eure Feinde, thuet wohl denen, die euch hassen, betet für die, so euch verfolgen und verleumdten? Ich mußte einst den Vater strafen, weil er sich an den bestehenden Gesetzen vergriff; ich erfüllte jene Pflicht mit Schmerz; warum sollte ich mich nicht bestreben, seine schwer geprüfte Wittwe

zu trösten und ihr den geliebten Sohn wieder zu geben, möge mir dieser auch in unbedachtem Leichtsinn Böses zugefügt und Leid verursacht haben! Wenn man so lange Jahre wie ich das Amt eines Bürgermeisters bekleidet hat, lernt man die Bürger lieben, man straft sie mit Bedauern und nimmt Theil an ihren Leiden“.

Das würdige Auftreten des Bürgermeisters und der tiefe Ernst, der aus seinen Worten sprach, machten Eindruck auf den Prinzen: „Wie ist es möglich, Talesius!“ sagte er, „daß ein Mann wie Ihr, der, wenn ich mich nicht in Euch täusche, gleich ausgezeichnete Eigenschaften des Herzens wie des Geistes besitzt, so blind sein kann für das Elend, das durch den Spanier Eurem Vaterlande und Euren Mitbürgern zugefügt wird. Es besteht ein großer Widerspruch zwischen Eurer Versöhnlichkeit in der Nächstenliebe und Eurer Zuneigung zu einem Manne, der keine Nächstenliebe, keine Verzeihung kennt, sondern der wie ein wildes Thier um sich schlägt und Alles mit seinen Taten zerreißt, wenn es seinen Ehrgeiz und Blutdurst ersättigen kann“.

„Ich habe Eurer Excellenz bereits gesagt, daß ich keinerlei Sympathie hege für die Person des Herzogs von Alba; aber es wäre im Streit mit meinem Gewissen und meinen religiösen Grundsätzen, in ihm etwas Anderes zu sehen, als den Stellvertreter meines rechtmäßigen Fürsten“.

„Ihr habt Tausende braver Glaubensgenossen, die in diesem Punkte weniger kurzsichtig sind und weniger engherzig denken. Nehmet ein Beispiel an Euren vormaligen

Amtsgenossen Stuyver, und Ihr werdet durch Euren Einfluß bei den Bürgern der Sache, wofür wir streiten, große Dienste erweisen können“.

Talesius' Antlitz verfinsterte sich. „Was Stuyver thut, wird er vor Gott verantworten müssen“, sprach er mit Nachdruck. „Ich werde Jene nicht verurtheilen, die Ursache zu haben glauben, sich Alba zu widersetzen, aber Jemand, der mit Peter Ries, dem Bastard Lancelot und mehreren Anderen, die öffentlich zur Verfolgung der Priester und zur Kirchenschändung das Volk anreizen, auf vertraulichem Fuße steht, möge den Namen eines Katholiken tragen, aber in Wirklichkeit ist er es nicht und verdient es auch nicht zu sein“.

„Lasset es genug sein!“ sagte der Prinz, der sich über die letzten Worte mehr zu ärgern schien, als er merken lassen wollte. „Es scheint, daß wir keine Freunde werden können, aber hütet Euch wenigstens, Jenen, die mit mir das Vaterland vom Verderben erretten wollen, in den Weg zu treten, wenn Euch Euer Leben lieb ist“.

Talesius verneigte sich ehrerbietig und ging.

Als er gegangen war schritt der Prinz mit ver-
schränkten Armen und in tiefem Nachdenken in dem Ge-
mache hin und her. Sollte er vielleicht eine Vergleichung
angestellt haben zwischen Wilhelm van der Mark, Gerhard
van Brederode, Jan van Omaal, dem Bilderstürmer
Pipperda, Peter Ries und mehreren Anderen seiner Anhänger
und dem ehrlichen, rechtschaffenen Talesius, dessen Unter-
gang man auf die schändlichste Weise zu bereiten suchte,
weil er seiner Pflicht getreu war?

Es war Grund genug dazu vorhanden.

Der Prinz war nicht der Mann, der seiner Spotten ließ, aber wie konnte er Ries für seine Vermessenheit strafen, ohne sich selbst zu gefährden? Mußte er nicht auch das Treiben Wilhelm van der Marc's dulden, obgleich dieser öffentlich seine Befehle übertrat? Wie erblaßte die Tapferkeit, welche er so oft in seinen getreuen Anhängern bewundert, vor der Achtung, welche Talesius ihm wider seinen Willen abnöthigte.

* * *

Zwei Tage später sehen wir am Nachmittag Roosvelt die Treppe vor Quirinus' Haus ersteigen. Der alte Mann sieht noch immer eben rüstig aus; die Mißhandlung, die er im August auf dem Marktplatze erlitten und die daraus hervorgegangene Unpäßlichkeit haben keine Spur bei ihm zurückgelassen.

„Ihr kommt wie gerufen“, sprach Talesius, als der Greis in das Zimmer trat, wo man ihn so gerne sah, weil er durch die ihm angeborene Munterkeit stets für eine Weile die Sorgen zu verbannen wußte, die in der letzten Zeit die Stirne nur zu sehr mit Furchen durchzogen.

„Ihr würdet mich durch Eure Voreiligkeit in meinen alten Tagen noch unhöflich erscheinen lassen, Talesius!“ entgegnete Roosvelt lächelnd, „es würde mir nicht geziemen, in diesem Zimmer das erste Wort an Euch zu richten“. Und indem er sich zu Quirinus' Gattin und Tochter und zur Mutter Hugo van Dorde's wandte, welcher Letztere seit der Verhaftung ihres Sohnes als ein Mitglied der Familie angesehen wurde, erkundigte er sich

theilnahmsvoll nach ihrer Gesundheit und schüttelte Talesius darauf die Hand.

„Ich erhielt so eben diesen Brief von meinem Sohne, dem Pfarrer von Spaarnwoude“, sprach Jener, „er wird auch für Euch nicht ohne Interesse sein“.

„Gewiß nicht!“ gab Roosvelt zur Antwort. „Befindet sich denn Euer Sohn noch immer in Amsterdam?“

„Seit drei Wochen ist er in Delft bei dem Probst von St. Agatha!“ sagte Talesius.

Roosvelt schüttelte sein Haupt. „Das ist unvorsichtig“, meinte er, „in jener Stadt haust das wilde Schwein der Ardennen; an seiner Stelle wär' ich lieber in Amsterdam geblieben; dort wagen solche Raubthiere sich nicht zu zeigen“.

„Er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, dem gelehrten Probste einen Besuch abzustatten, und nun er dort auch unseren Neffen Mannius angetroffen hat, fühlt er sich so glücklich, wie ein Hirt nur sein kann, den man von seiner Heerde verjagt hat“.

„Sollte meinem Sohne in Delft eine Gefahr drohen?“ frug Martha besorgt.

„Das grade nicht“, erwiderte Roosvelt, „aber wenn ein toller Hund herumläuft, thut man besser daran, zu Hause zu bleiben; und van der Marck ist wahrlich nicht viel besser!“

„Wir dürfen aber nicht vergessen, daß Musius von dem Prinzen von Oranien sehr geehrt wird“, entgegnete Talesius, „und Niemand, selbst van der Marck nicht, wird es so leicht wagen, ihm ein Haar seines Hauptes zu krümmen. In Anbetracht dessen glaube ich, daß man kaum

irgendwo sicherer sein kann, als bei dem Probste von Delft“.

„Diese Anmerkung ist sehr begründet“, sagte Roosvelt, der die mütterliche Besorgniß nicht vergrößern wollte.

„Mein Sohn ersucht mich, Euch auf das Herzlichste zu grüßen, nicht nur von ihm, sondern auch von Musius und Mannius, die ihr innigstes Bedauern aussprechen über das, was Euch bei der Bilderstürmerei begegnet ist“, bemerkte Talesius.

„Als wenn sie selbst nicht viel mehr zu bedauern wären!“ rief Roosvelt. „An einem alten Manne, wie ich bin, der jeden Tag denken muß, daß er vielleicht zum letzten Male die Sonne untergehen sieht, ist wahrlich nicht Viel gelegen; aber die Zeit unthätig zubringen zu müssen, fern von Jenen, die in diesen unseligen Tagen so sehr ihrer weisen Lehren und Ermahnungen bedürfen, das muß für solch' kluge, kräftige und eifrige Männer wohl ein hartes Loos sein. Was wir erdulden, verschwindet dabei gänzlich, mein Freund!“

„Ihr habt Recht“, sagte Talesius, „und ich muß bekennen, daß ich, wenn ich von der allgemeinen Besorgniß, die wir Alle theilen, absehe, mich ganz gut in mein Loos zu finden weiß. Meine Frau findet selbst, daß ich viel aufgeräumter und häuslicher geworden bin, nun ich nicht mehr täglich zum Rathhause zu gehen brauche, nicht wahr, Martha?“

Ein Lächeln spielte um den Mund der alten Frau, „Häuslicher bist Du allerdings geworden“, gab sie zur Antwort, „denn Du gehest nirgends hin als zur Kirche,

aber ob auch gemeinsamer, das ist noch eine Frage, es müßte denn sein, daß Du Cicero und Plato auch als Hausgenossen betrachtest. Doch erzähle Herrn Roosvelt, welchen Vorschlag dieser Sohn Dir gemacht hat“.

„Unser Pfarrer äußert in dem Briefe seinen lebhaften Wunsch, uns wiederzusehen“, sagte Talesius, sich an Roosvelt wendend. „Nun er doch ohne Beschäftigung ist, möchte er am Liebsten im elterlichen Hause sein, um dort Sorgen und Ängsten mit uns zu theilen. Er weiß aber nicht, inwiefern sein Kommen uns einer Gefahr aussetzen dürfte, da ihm der Geist dieser Stadt nicht genau bekannt ist, und darum will er uns die Entscheidung gänzlich überlassen? Was meint Ihr dazu?“

„Es ist mir schwer, Euch hierauf zu antworten“, meinte Roosvelt. „Wenn Ihr mit Eurem elterlichen Herzen zu Rathe geht, werdet Ihr wahrscheinlich die Gefahren, die für Euch aus diesem Besuche hervorgehen möchten, schon sehr leicht anschlagen. Es will mir aber scheinen, als wenn hier etwas ganz Anderes bedacht werden muß. Ich bin ein Feind von unnöthiger Besorgniß, aber man braucht den Zustand der Dinge nur oberflächlich in Augenschein zu nehmen, um zu begreifen, daß hier in Haarlem noch bloß ein Vorspiel gewesen ist von dem, was wir zu erwarten haben. Haarlem ist ein wichtiger Ort, um dessen Besitz Oranien und Alba alles Mögliche versuchen werden, so daß wir leicht, wie man zu sagen pflegt, zwischen zwei Feuer gerathen können. Ich habe auch so eben noch vernommen und bin eigentlich hierher gekommen, um dieses Euch mitzutheilen, daß in wenigen Tagen der berühmte

Groninger Bilderstürmer Ripperda, der Bastard Lancelot und Houtebeen, der im August die Hauptrolle spielte, mit ihren Banden, die aus französischen und wallonischen Wassergeusen bestehen, hier kommen werden“.

„Aber das ist ja ganz im Widerspruch mit den Bedingungen, die man bei Uebergabe der Stadt angenommen hat!“ rief Talestius.

Roosvelt zuckte die Achseln. „Noth bricht Eisen“, so heißt ein Sprichwort, das man in unseren Tagen gerne anwendet“, sagte er. „Als der Prinz von Oranien Euch vorgestern sagte, daß die Gewalt des Wassers nicht eingehalten werden kann, wenn Böswillige den Deich durchbohren, da hatte er vollkommen Recht. Wer vermag die Fahrt der Revolution zu hemmen, nun sie einmal in unserem Lande ausgebrochen ist? Dazu ist selbst Oranien, der den Deich der Autorität durchbrochen hat, nicht im Stande; er steht jetzt vor einem Dilemma: er muß entweder die Bedingungen brechen oder die Stadt, die keine starken Mauern hat, Alba preisgeben, sobald dieser nur die Hand danach ausstreckt“.

„Und in beiden Fällen werden die Bürger die Schlachtopfer werden“, fügte Talestius hinzu, „denn Alba ist ebenso schrecklich in seiner Rache, als die Bilderstürmer in ihrer Gottlosigkeit“.

„Dies ist es, was ich so eben bemerken wollte“, hub Roosvelt wieder an. „Es ist vielleicht nur ein Gerücht, doch wenn es sich bestätigen möchte, so wird Haarlem gewiß nicht der beste Zufluchtsort für Priester sein. Aus diesem Grunde komme ich zu dem Schlusse, daß es weniger

für Euch, als für den würdigen Pfarrer von Spaarnwoude selbst gefährlich sein dürfte, jetzt hier zu kommen. Ich habe diese Dinge, die vielleicht etwas stark aufgetragen sind, der Vorsicht halber nur erwähnen wollen“, fügte Roosvelt lächelnd hinzu; „das Elternherz hat vielleicht Argumente, welche die Schale nach der andern Seite sich senken lassen“.

„Ich glaube, daß Ihr sehr richtig geurtheilt habt“, erwiderte Talestus. „Wie sehr ich auch meinen Sohn in die Arme zu schließen verlange, so ist es für seine Sicherheit doch besser, daß er für den Augenblick bleibt, wo er ist; denn obschon die Geistlichkeit dort durch van der Marck verfolgt wird und die Nonnen durch ihn vertrieben wurden, so scheint er mir doch unter Musius' Dach sicher zu sein. Möchte es dort auch anders werden, so kann er später noch immer sein Vorhaben ausführen. In diesem Sinne werde ich meinem Sohne schreiben und hoffe Gelegenheit zu finden, ihm den Brief zugehen zu lassen, was für den Augenblick nicht sehr leicht ist“.

„Ich werde mir also bei Allem, was mich drückt und quält, auch diesen Trost noch versagen müssen“, seufzte Martha. „Ich will Euren freundlichen Rath nicht in den Wind schlagen, Herr Roosvelt, aber es wird mir schwer, das Verlangen, meinen würdigen und geliebten Sohn zu umarmen, zurückzudrängen“.

„Ich theile Euren Schmerz“, sprach die Wittve van Dorde, „aber Ihr dürft Euch, mit mir verglichen, noch glücklich schätzen, Euer Sohn ist in diesem Augenblicke gut geborgen, aber mein armer Hugo, mein einziges

Kind, schmachtet nun schon seit so vielen Wochen im Kerker, und wer weiß wie das enden mag!“

Roosvelt sah die Frau mit innigstem Mitleid an. Ihr Haar war seit Hugo's Gefangennahme silberweiß geworden; ihre Wangen waren eingefallen, und sie wurde mit jedem Tage schwächer und bleicher. „Habt Ihr noch Nichts Näheres von Eurem Sohne vernommen?“ frug er theilnehmend.

„Nichts, Mein Herr!“ war die trübe Antwort. „Was, machen sich die grausamen Menschen, die nur an ihre ehrgeizigen Pläne denken, aus den Schmerzen einer Mutter; was kümmert sie mein Leben oder das meines Sohnes?“

„Ihr dürft den Muth nicht sinken lassen“, sagte Roosvelt, „nach der Unterredung meines Freundes Talesius mit dem Prinzen dürft Ihr der Hoffnung mehr Raum geben und Gott, der Eure Thränen sieht und Euer Flehen hört, wird vielleicht bald Euer Leid in Freude verändern“.

„Ich danke Euch für den Balsam, den Ihr in meine verwundete Seele gießet“, versetzte die Wittve. „Es ist wahr, ich habe für meine Verirrung und Schwäche tausendfach die Strafe verdient, die Gott mir sendet, und ich küsse in Demuth die Hand, die mich züchtigt; aber ich kann die Unruhe meines geängsteten Herzens nicht beherrschen“.

„Es ist mir, als wenn ich Etwas an der Vorthüre höre“, sagte Maria, deren Aufmerksamkeit bei den letzten Worten der Frau schon durch ein Geräusch abgelenkt worden war.

„Es kam mir eben auch so vor“, sagte Talesius, „doch es wird auf der Straße sein“.

„Hört, da ist es wieder!“ rief Maria.

Nun hörte man wirklich Jemanden sprechen und der Ton der Stimme erklang näher und näher.

„Wo ist sie?“ hörte man deutlich fragen und im Augenblicke durchfuhr es die Wittwe van Dorde wie ein electrischer Schlag.

„Das ist Hugo's Stimme, das ist mein Sohn!“ rief sie, indem sie von ihrem Stuhl auffsprang und die Arme verlangend nach der Thüre ausstreckte. Diese wurde nun mit einigem Ungeflüm geöffnet und Mutter und Sohn lagen einander in den Armen.

„Mutter, liebe Mutter! Mein Hugo, mein Kind!“ Das war Alles, was man hörte. Der Jüngling lehnte sein Haupt an die Brust der Mutter und schluchzte laut und die alte Frau küßte ihm die wallenden Locken.

Es war ein rührendes Schauspiel. Der kraftvolle Jüngling hatte Alles um sich her vergessen; er war wie ein Kind geworden, als er seine geliebte Mutter wieder sah, alle Anwesenden waren tief bewegt.

„Gott hat also mein Gebet erhört!“ sagte die alte Frau, indem sie die steifen Finger durch Hugo's Locken gleiten ließ.

Nun erst schien der Jüngling zur Besinnung zu gelangen. Er richtete den Kopf empor, ließ seine großen, thränenersfüllten Augen durch das Zimmer schweifen und sagte zu Talesius: „Verzeihet mir meine Unhöflichkeit, Herr Bürgermeister! ich habe mich unziemlich betragen“.

„Ihr habt um keine Verzeihung zu bitten, van Dorde!“ erwiderte Talesius, „wir sehen mit Wohlgefallen auf

Eure kindliche Liebe nieder; Gott wird Euch dafür segnen!“

„Es war meine Schuld, daß sie so leiden mußte“, entgegnete Hugo, den Arm um den Hals seiner Mutter legend, „und ich habe sie doch so lieb“.

Doch als er ihr in's Antlitz sah, wich er entsetzt einen Schritt zurück.

„Großer Gott! wie bist Du alt geworden, Mutter!“ rief er aus, „wie sind Deine Wangen so eingefallen!“

„Das hat Nichts zu bedeuten, Hugo!“ sprach die alte Frau, während ein Lächeln um ihre hageren Züge spielte.

„Und Dein Haar ist weiß, schneeweiß geworden!“ fuhr er fort, während sein Angesicht feuerroth wurde und seine Augen vor Zorn funkelten. „Jene Elenden haben Dein Leben geschädigt und gekürzt. O! das ruft um Rache, das wird Blut kosten“.

Und der Jüngling, der wenige Augenblicke zuvor wie ein Kind an der Brust seiner Mutter geweint hatte, streckte nun den kräftigen Arm mit der geballten Faust nach oben.

„Rede nicht so, Hugo!“ rief die alte Frau erschreckt, seine Linke erfassend. „Danken wir lieber Gott für Seine väterliche Liebe, die uns wieder vereinigte“.

„Ja, wir wollen Gott danken“, sagte Hugo, der in heftiger Gemüthserregung war, „aber ich werde mich auch rächen, so wahr Gott lebt!“

„Das werdet Ihr nicht, junger Mann!“ sprach Roosevelt ernst, „in einem Herzen, wo so viel heilige Liebe wohnt, ist kein Platz für die Rache“.

„Aber seht Ihr denn nicht, Herr Roosevelt, wie ihre

Haare weiß geworden sind“, rief Hugo heftig, „wie elend und blaß sie geworden ist, und ich sollte mich nicht an Jene rächen, die dies verschuldet?“

„Das Herz des Christen wird schon besleckt durch den Gedanken an Rache, die schändlich ist in den Augen Gottes“, belehrte ihn Roosvelt. „Ihr wollt Gott danken und zugleich Rache nehmen; das wäre Gotteslästerung! Unser Gott ist ein Gott der Liebe und keine heidnische Gottheit, die Racheopfer annimmt. Ich würdige Euren Schmerz und Eure Entrüstung, aber es wird Euch nicht schwer werden, durch Liebe wieder gut zu machen, was Haß und Feindschaft verbrochen haben; die kindliche Liebe ist für eine Mutter, was die Sonne, die wärmt und erquickt, für eine Pflanze ist“.

„Aber gerade die Liebe schreit um Rache, Herr Roosvelt“, gab Hugo erregt zur Antwort, „die Liebe fühlt sich gekränkt und beleidigt, das fordert Genugthuung, und die Genugthuung werde ich mir verschaffen, das schwöre ich“.

„Sei doch ruhig, mein Sohn!“ sprach die alte Frau, „mir fehlt Nichts, wir sind ja jetzt wieder glücklich“.

„Bedenkt doch, Hugo!“ sagte Maria, indem sie aufstand und sich dem Jüngling näherte, „daß auch mein Vater gebückt geht unter dem Leide, das ihm unverdienter Weise zugesügt wird, daß auch seine Haare unter Verfolgung ergraut sind, aber ich denke keinen Augenblick daran, mich an Jenen zu rächen, die dazu beigetragen haben“.

Hugo schlug bei diesen Worten die Augen nieder. „Ich habe jenen Vorwurf verdient, Maria!“ sprach er mit einem Seufzer, der aus seinem tief erschütterten Herzen

aufflieg, „es ist wahr, ich habe Kummer und Unheil über dieses Haus gebracht; verjagt mich von hier, verachtet mich Ihr habt Recht, ich bin auch Einer jener Elenden!“

„Der Himmel bewahre mich!“ rief Maria hastig, während sie theilnehmend und aus der Fülle ihres verfühnlischen Herzens seine Hand in die ihre nahm; „ich habe bei diesen Worten keinen Augenblick an Euch gedacht, Hugo!“

„Habt Ihr das wirklich nicht?“ frug der Jüngling.

„Wie könnt Ihr noch fragen?“ sprach Maria, „haben wir mit Eurer Mutter nicht täglich für Euch gebetet und hat mein Vater nicht beim Prinzen um Eure Befreiung angehalten?“

„Schweige doch, Maria!“ sagte Talesius auf vorwurfsvollem Ton.

„Was sagt Ihr?“ rief Hugo, der kaum seinen Ohren traute, „ich habe Euch meine Befreiung zu verdanken, Herr Talesius!“

„Ihm allein, Hugo!“ sagte die Mutter, „er hat mich nicht allein liebevoll in sein Haus aufgenommen, als ich einsam und verlassen war, sondern er hat mir auch meinen Sohn zurückgegeben“.

„O, ich bitt' Euch, schweiget doch!“ sagte Talesius, indem er der alten Frau mit der Hand winkte, daß sie nicht fortfahren möge.

„Aber seid Ihr denn zur Partei des Prinzen übergetreten, Herr Bürgermeister?“ frug Hugo, dessen Erstaunen mit jeder Minute wuchs.

„So lange der Prinz keine gesetzliche Mission hat, kann und darf ich mich nicht an seine Seite schaaren“, erwiderte Talesius. „Dies hat mich jedoch nicht abgehalten, ihn um Schutz für meine bedrängten Glaubensgenossen zu ersuchen, und bei der Gelegenheit habe ich auch an Euch gedacht, weil ich die Ueberzeugung habe, daß Ihr in's Unglück gestürzt ward von Menschen, die nur ihren eigenen Nutzen im Auge haben. Doch sprechen wir nicht weiter darüber. Gott hat das Gebet Eurer Mutter erhört; Ihr seid jetzt frei und unter Freunden, die Antheil nehmen an Eurem Loos, doch die jeden Gedanken der Rache ebenso sehr verabscheuen, als die schändlichen Schlingen, worin man Euch gefangen hat“.

„Ich will mich bestreben, ruhig zu sein, Herr Talesius!“ sagte Hugo, der augenscheinlich tief ergriffen war, „indem ich an Euch und Eure edle Tochter denke, die ich noch vor Kurzem durch mein unwürdiges Betragen so tief beleidigt habe. O!“ so fuhr er fort, einen Blick auf Maria werfend, worin alle Empfindungen seiner Seele ausgedrückt waren, „warum mußte das Glück meiner Kindheit von so kurzer Dauer sein? Warum mußte ich später die Stätte meiden, wo mein Herz Ruhe und Trost gefunden hätte, so oft es deren bedurfte?“

Maria's Angesicht wurde von einer leichten Röthe überzogen und begab sich rasch wieder an ihren Platz.

„Du hast jetzt keine Rachedgedanken mehr, nicht wahr, Hugo!“ sagte die alte Frau, ihren Sohn nochmals umarmend, „Du willst die Bitterkeit aus Deiner Seele entfernen und meine Freude theilen, nicht wahr?“

„Wie könnt' ich anders“, erwiderte Hugo, ihre Liebeslosungen erwidern, „wenn ich so edle Beispiele der Selbstverläugnung und Versöhnlichkeit vor Augen habe? So lange ich lebe, werde ich nicht vergessen, was ich unserm Wohlthäter schuldig bin und ich hoffe, mich dabei auch seines Rathes zu erinnern!“

„Trinken wir dann jetzt ein Glas auf Eure glückliche Befreiung!“ sprach Talesius. „In diesen Tagen der allgemeinen Angst und Sorge scheint die Sonne der Freude so selten, daß wir nicht wohl daran thäten, wenn wir uns jetzt nicht ein wenig ihrer Strahlen erfreuen wollten“.

Sie nahmen nun Alle um den Tisch herum Platz und es vergingen wirklich einige Stunden ungekünstelter Freude in der Wohnung, worüber solche dunklen Wolken hingen.

* * *

Als Hugo und seine Mutter am Abend dieses Tages in ihr eigenes Haus zurückgekehrt waren, sagte die alte Frau, indem sie die Hand auf seinen Arm legte und ihn besorgt anblickte: „Hugo, bevor ich mich zur Ruhe begeben, muß ich Dir etwas mittheilen, das Dir vielleicht Kummer verursachen wird, das ich aber doch nicht vor Dir verbergen darf. Du wirst Dich noch wohl erinnern, welche heftige Gemüthsbewegung sich meiner bemächtigte bei dem Anblicke des goldenen Halszierrathes an jenem unseligen Abend, als Riez Dich hat rufen lassen“.

„Nur gar zu wohl, Mutter!“

„Ich habe Dir auch gesagt, Hugo, welche Erinnerungen durch das diamantne Kreuz in mir erweckt wurden, Erinnerungen an eine schöne Vergangenheit, als ich noch

keinen Begriff von den Gefahren dieser Welt hatte, als ich noch nicht wußte, daß man eben sehr aus Liebe, wie aus Haß sündigen kann!“

Hugo sah seine Mutter voll Erstaunen an.

„Ich liebe Dich mehr, als mein Leben, Hugo!“ so fuhr die alte Frau fort, „ich würde gern Alles zum Opfer bringen, um Dich glücklich zu sehen; aber Deinem Vater, den ich ebenso sehr liebte, habe ich einen viel größeren Schatz, als das irdische Leben, ich habe ihm meinen Glauben, meinen Gott zum Opfer gebracht“.

Hugo sprang wie von einer Natter gestochen auf und aus seinen Augen sprühte ein Feuer, wie seine Mutter es noch nie gesehen hatte.

„Ich sehe wohl, daß man Euren verlassenen Zustand schändlich mißbraucht hat“, sprach er mit einer Stimme, die vor Entrüstung bebte. „Man hat während meiner Abwesenheit Euren Kopf mit papistischen Grillen verwirrt“.

„Du irrst Dich, Hugo!“ antwortete die alte Frau.

„Dich begreife Alles“, fuhr Hugo fort, „Du hast bei Talesius meine Freiheit erkauft für Deinen Glauben; er hat mich aus dem Gefängniß erlöst, unter der Bedingung, daß Du wieder zu dem alten papistischen Aberglauben zurückkehrtest; es ist also nur zu wahr, daß er ein Heuchler, ein durchtriebener Scheinheiliger ist!“

„Schweige, Hugo!“ rief die Mutter streng, indem sie sich hoch in ihrem Stuhl emporrichtete; „ich werde keinen Augenblick dulden, daß Du Jemanden lästerst, der die Tugend selber ist. Talesius hat mir mit keinem einzigen Wort meinen Abfall von dem Glauben unserer Väter

vorgeworfen; er hat mir auch kein Wort davon gesagt, daß er sich bei dem Prinzen bemühen wolle, um Dich aus dem Gefängniß zu befreien. Ich will nicht, daß der gute Name dieses Mannes durch meinen Sohn besleckt werde und ebenso wenig werde ich zugeben, daß Du die Achtung aus dem Auge verlierst, die Du Deiner Mutter schuldig bist“.

Solche Worte hatte Hugo noch nie von seiner Mutter gehört; er war ganz außer Fassung, daß er einen so strengen Tadel mußte vernehmen von den Lippen, die so selten klagten und nie bestrafte.

„Es war sündhaft von mir“, so fuhr die alte Frau nach einer kleinen Pause fort, „daß ich Deinem Vater meinen Glauben zum Opfer brachte, denn man muß Gott mehr lieben als die Menschen; es war ebenfalls sündhaft von mir, daß ich schwach genug war, aus Liebe zu Dir die Gewissensbisse zu unterdrücken und zu verbergen, die ich schon lange fühlte wegen meines Abfalles vom wahren Glauben. Das Unglück hat mich wieder zu Gott geführt. Als Alles mich verlassen hatte, habe ich meinen Trost gesucht bei Ihm, den ich nur zu sehr vergessen hatte. Ich bin zurückgekehrt zur Quelle der Wahrheit. Dort habe ich den Trost gefunden, den ich überall vergebens suchte und nun bleibt mir Nichts übrig, als mich durch Buße der Verzeihung des Herrn würdig zu machen und von Gott die Gnade zu erflehen, daß auch mein einziges Kind erleuchtet werde von dem Strahlenlichte des Glaubens, dessen Lehren ich ihm leider vorenthielt“.

Der wehmüthige Ton, worauf die Frau die letzten

Worte sprach, schien Hugo tief zu ergreifen. Er hatte nie eine Unwahrheit aus dem Munde seiner Mutter vernommen und mußte deshalb glauben, daß er Talesius wiederum mit Unrecht in Verdacht gehabt hatte; doch von der anderen Seite konnte er den Gedanken nicht ertragen, daß seine Mutter wieder zurückgekehrt war zu dem, was er den Aberglauben der Papisterei nannte. Im Vorurtheil gegen den Katholicismus aufgewachsen, betrachtete er seinen Vater als einen Märtyrer des Glaubens, und obgleich er die Verfolgung, der die Katholiken ausgesetzt waren, mißbilligte, würde er sich keinen Augenblick bedacht haben, selbst vor dem Herzog von Alba zu erklären, daß er ein Calvinist sei.

„Es wird gut sein, wenn wir dieses Gespräch beendigen, Mutter“, sagte er, „ich will glauben, daß Talesius keinen Zwang auf Dein Gewissen ausgeübt hat, weil Du es mir sagst, aber das Leiden verwirrt oft die Sinne und macht den Menschen von dem Drang der Umstände abhängig. Ich werde Deine Meinung achten, aber laß mir auch die Achtung für die Ueberzeugung meines unglücklichen Vaters; oder willst Du, daß ich sein Andenken schände durch den Gedanken, daß er ebenso sehr gegen Gott und Sein Gebot als gegen den König von Spanien aufgestanden ist?“

„Du quälst mich“, sprach die alte Frau tief aufseufzend, „laß die Erinnerung an die Vergangenheit ruhen, wenn Du mich lieb hast. Dein Vater hat geirrt und mich in seinen Irrthum hineingezogen. Ich habe dies leider zu spät eingesehen; ich kann ihn nicht mehr retten, aber ich

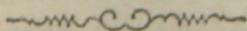
will unaufhörlich zu Gott um die Gnade flehen, daß Er meinem Sohne die Gabe des Glaubens schenke!“

Hugo stand auf und schien sich entfernen zu wollen.

Da faltete die alte Frau die Hände und schlug die Augen gen Himmel auf. „Du hast mir Deine Liebe zurückgegeben, o Gott!“ so betete sie, „schenke mir nun auch die Kraft, den Verlust der Liebe meines einzigen Kindes mit Ergebung tragen zu lernen“.

Das war zu Viel für Hugo. Er ging zu seiner Mutter, legte den Arm um ihren Hals und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. „Ich werde Dich lieben, so lange ich lebe“, sagte er, „ich will für Dich arbeiten und wachen und Alles thun, was in meiner Macht steht, um Dich glücklich zu machen. Glaube was Du willst, denke was Du willst, Du wirst doch immer meine liebe Mutter bleiben“.

Die alte Frau richtete einen liebevollen Blick auf ihren Sohn. Mit ihrem Glauben hatte sie auch das Vertrauen gefunden, daß ihrem Hugo einmal die Augen für das Licht des Glaubens geöffnet werden würden.



II.

Als die südlichen Provinzen wieder zum Gehorsam zurückgebracht worden waren, lag es auf der Hand, daß Alba die größte Sorge daran wenden müsse, den von den Rebellen besetzten Theil Hollands wieder zu erlangen. Da der Prinz von Oranien in Süd-Holland die Zügel der Regierung selbst in Händen hatte und die Aufriührer anführte, und Sonoy als Statthalter des Prinzen in Nord-Holland schaltete, so lag es in Alba's Interesse, die Stadt Haarlem so bald möglich zu überwältigen, um so die Gemeinschaft zwischen Süd- und Nord-Holland abzuschneiden und das Heer der Rebellen zu zersplittern. Der Oberbefehl über die Truppen, die Haarlem zur Unterwerfung zwingen sollten, wurde dem Sohne Alba's, Don Frederigo, anvertraut, doch sollte dieser zuerst noch die Städte Geldern's, die den Aufriührern zugethan waren, unterjochen. Am 29. October verließ er mit seinem Heere Nymegen und eröffnete am 12. November die Belagerung vor Bütphen. In dieser Stadt hatten die Banden des Prinzen die unmenschlichsten Grausamkeiten an den Priestern und den katholischen Einwohnern verübt, nachdem sie erst, wie in Gorkum, mit hohen Eiden ihre Freiheit beschworen hatten. An der Spitze dieser Banden stand der Graf van den Berg, ein

Schwager des Prinzen von Dranien, der, als Frucht der Bilderstürmerei in der Provinz Geldern, für sich ein großes Faß mit Kelchen, Monstranzen u. s. w. bei Seite gebracht hatte. Da Geldern besonders von dem Herzog von Alba stets mit Schonung behandelt worden war, so gab er seinem Sohne den Befehl, Zütpfen an allen Ecken anzuzünden und Alles über die Klinge zu jagen. Dieser grausame Befehl kam am 23. November zur Ausführung; Schuldige und Unschuldige mußten büßen für den Verrath, den Meineid und den Priestermord. Bald war ganz Geldern und Overysseel wieder für den König gewonnen, und der Graf van den Berg, der nur ein Held war, wenn Etwas ohne Schwertstreich zu erobern war, doch ein Feigling, wenn er auf Widerstand stieß, nahm mit einer solchen Uebereilung die Flucht, daß er seine Gemahlin in einem besorgnißerregenden Zustand in einem Bauernhause zurückließ, auf die Gefahr hin, daß sie den Spaniern in die Hände fiel.

Nach der Unterjochung Geldern's kam die Reihe an Maarden, von Alba ein „Nest von Wiedertäufern“ genannt, wo ein abgefallener Priester an der Spitze von 120 deutschen Miethlingen stand. Bei der Aufforderung des Befehlhabers des spanischen Heeres an die Stadt sich zu übergeben, brannte ein Bürger ein Geschütz auf des Königs Soldaten ab. Diese That hatte die traurigsten Folgen, denn, nachdem die Stadt erobert war, richteten die spanischen Soldaten ein wahres Blutbad an.

Nach diesen schrecklichen Strafvollziehungen begab sich Don Frederigo nach Amsterdam, welche Stadt sich noch

immer beharrlich weigerte, Dranien als Statthalter anzuerkennen, obschon der Handel dadurch sehr benachtheiligt wurde. Das Heer, womit er von dort gegen Haarlem zog, war Anfangs 14,000 Mann stark, wuchs jedoch allmählig auf 30,000. In Haarlem selbst wimmelte es von fremdem Kriegsvolk, Schotten, Wallonen, Deutschen u. s. w., denn unter Verletzung der Verträge, die wir öfters erwähnten, waren nach einander fremde Truppen dort eingerückt, unter Anführung des bekannten Ripperda, des Bastards Lancelot und Houtebeen's; Ripperda war jedoch der eigentliche Oberbefehlshaber, vor dessen Willen Alles sich beugen mußte. Die Stadt hatte eine Garnison von 4000 Mann; dazu kamen 600 bewaffnete Bürger, 300 bewaffnete Frauen und 1000 Schanzgräber. Unter ihnen befanden sich 1215 Franzosen und Wallonen und 1865 Deutsche, Niederländer und Westfriesen. Die wehrlose Bevölkerung betrug 15,865 Personen.

Es herrschten Schrecken und Bestürzung in der Stadt, als Don Frederigo mit seinem mächtigen Heere nahte. Ripperda und der Bastard Lancelot sahen sehr gut ein, daß sie auf keine Gnade rechnen konnten, wenn die Stadt den Spaniern in die Hände fiel. Es zeigte sich jedoch, daß selbst die Meisten der von Dranien angestellten Regierungsmitglieder nicht abgeneigt waren, die Thore vor Alba's Truppen zu öffnen und die meisten Bürger theilten diese Ansicht; so bald diese Gesinnung jedoch offenkundig wurde, hatten Zusammenrottungen auf den Straßen statt und wurden gegen die Mitglieder des Rathes und einige ansehnliche Bürger die fürchterlichsten Drohungen laut. Es

stellte sich da schon heraus, daß die militäre Gewalt die Oberherrschaft hatte, selbst über die Regierung, die vom Prinzen von Dranien angestellt war.

Während dieser Spannung empfing die Regierung eine Mahnung vom Grafen von Bossu, Holland's Statthalter, mit Don Frederigo zu unterhandeln; auch erhielt einer der Eingefessenen von seinem Bruder, einem Pfarrer in Amsterdam, Namens Jacob Wy, einen Brief, worin den Haarlemern Verzeihung zugesagt wurde. Dieser Brief mußte wohl einen halb-officiellen Charakter haben, denn er wurde im Rathe vorgelesen und der Vorschlag von der Versammlung in Erwägung gezogen. Nach reifer Ueberlegung ward dann durch Stimmenmehrheit im Rathe beschlossen, daß eine Gesandtschaft, bestehend aus Junker Christoffel van Schagen, Dirk de Bries, Alt-Bürgermeister, und Adriaan van Assendelft, Abgeordneter, nach Amsterdam gehen sollte, um mit Don Frederigo zu unterhandeln.

Dies fand statt am 3. Dezember. Die Abgesandten ließen sich in der Stille nach Sparendam bringen, um ihre Sendung geheim zu halten, da sie mit Recht fürchteten, daß sonst die militäre Gewalt in der Stadt ganz die Uebermacht bekäme. Ihre Furcht war nur zu begründet. Ripperda, Lancelot, Stuyver, Ries, Adriaan Janssohn und noch einige andere Häupter der calvinistischen Partei veranstalteten eine Versammlung im Doelen*). Dort beschlossen sie, das Volk gegen die Rathsmitglieder auf-

*) Soviel wie: Schützenhaus.

zuhezen, selbst die Zügel der Regierung in die Hände zu nehmen und damit jeder anderen Machtentfaltung den Todesstoß zu versetzen.

Dieser Beschluß wurde ungesäumt zur Ausführung gebracht. Schon am Nachmittag des Tages, an welchem die Gesandtschaft nach Amsterdam abgereist war, sah man Ripperda, den Bastard Lancelot und Houtebeen, mit einer Anzahl Soldaten unter Trommelgewirbel zum Marktplatz eilen; sie waren begleitet von einem Haufen Brauersknechten, meist Deutschen, die in halbtrunkenem Zustand waren und fortwährend schrieten: „Fort mit den Spaniern! Fort mit den Pfaffen!“ In einem Nu war der Markt mit allerlei Volk angefüllt. Ripperda war heimlich die Seele von Allem, was geschah; selbst Lancelot schien ganz unter seinem Einfluß zu stehen und seinen Winken zu gehorchen. Der Groninger Bilderstürmer war denn auch in der That ein tüchtiger Geselle, der überflüssige Beweise von persönlichem Muth und Unererschrockenheit gegeben. Es war vielleicht außer Lumey kein Bilderstürmer zu finden, der sich außerdem so durch seinen unbändigen Haß gegen die katholische Religion hervorthat, Keiner, durch dessen Zuthun so viel Heiligthümer verübt und wehrlose Priester und Laien ermordet wurden. Er war ein Mann von 32 Jahren, von mittlerer Größe, mit großen braunen Augen, die von schweren Brauen beschattet wurden, und aus denen eine tigerische Gluth leuchtete, wenn er in Wuth gerieth, was keine Seltenheit war. Er trug ein eng anschließendes Wamms mit Atlasborden, eine weite Hose und eine Schärpe als Gürtel, zum Zeichen seines

Hauptmannranges. Ein Pelzmantel hing um seine Schultern und ein Hut mit schmalem Rande, wovon lange Federn niederwallten, bedeckte seinen Kopf.

Er war grade im Begriff, die Stufen des Rathhauses zu ersteigen, als es vorn in der Batte-Jorisstraße, die in den Marktplatz mündet, sehr lebendig wurde. Man hörte die Pfeifen und Trommeln der bewaffneten Bürger und plötzlich erschienen zwei Banden städtischer Schützen, von Peter Ries und Stuyver geführt, auf dem Markte. Stuyver hatte sich für diese Gelegenheit stattlich herausgeputzt. Er trug ein Wamms von blauem Atlas, mit rothen Schnüren befestigt und mit goldenen Blumen und Streifen, sowie mit goldenen Knöpfen besetzt. Um den Hals trug er einen breiten Kragen, mit Goldfäden durchzogen und festgereiht. Er hatte jedoch kein Zeichen seiner Würde angelegt; er hatte darauf verzichtet, um sich ganz der revolutionären Partei anzuschließen. Neben ihm schritt Peter Ries, als Hauptmann der Schützen mit der weißblauen Schärpe umgürtet und mit dem silbernen Ehrenzeichen der Stadt prangend; seine weite Hose war an den Knien von blauen Bändern gehalten. Dies Alles konnte jedoch den schlechten Eindruck, den sein ganzes Erscheinen und besonders sein glatt niederhängendes Haar und sein fahles, blaßes Gesicht hervorriefen, nicht vermindern.

Ein toller Jubel erhob sich aus der aufrührerischen Menge, als nun Stuyver ebenfalls die Stufen des Rathhauses erstieg und dort mit vieler Ostentation Ripperda umarmte, zum Zeichen der Verbrüderung der militären und bürgerlichen Gewalt.

Sobald das ungestüme Gejauchze ein wenig nachließ, nahm Ripperda das Wort und log dem Volke vor, daß die städtische Regierung Verrath gepflegt und eine Gesandtschaft an Don Frederigo gesandt habe, mit der Absicht, die Stadt auf Gnade oder Ungnade dem Spanier zu übergeben und nur für sich und ihre Anhänger und die Papisten Schonung von Leben und Habe zu erwirken. Er schilderte in lebendigen Farben das Loos, das Zutphen und Naarden getroffen, wo man, dem Worte des Spaniers vertrauend, den Tod statt der Freiheit gefunden, und endigte damit, Jeden für einen Vaterlandsverräther zu erklären, der die Waffen nicht ergriffe, um die Stadt sowohl gegen den Spanier als gegen die verrätherische Regierung zu vertheidigen.

Nochmals wurden laute Jubelrufe vernommen, als nun er seinerseits Stuyver und Kies umarmte und die Bürger, Schützen und Soldaten des Prinzen aufforderte, sich in gleicher Weise zu verbrüderern für das gemeinsame Heil der Stadt und des Vaterlandes. Der Ruf: Es lebe Oranien! Nieder mit dem Spanier! artete in ein wüstes Geschrei aus, das wie ein unheilverkündendes Zeichen durch die Straßen wiederhallte.

„Ist es Euer Wille und Verlangen, daß Haarlem gegen die Spanier vertheidigt werde?“ frug Ripperda wieder, als der Lärm sich einigermaßen gelegt hatte.

„Ja! Ja!“ ertönte es von allen Seiten.

„Meint Ihr nicht auch, daß die Einwohner dieser Stadt keinen Gehorsam mehr schulden einer Regierung, die zeigt, daß sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist und

die schon mit dem Feinde unterhandelt, wie sie uns am Besten unseren Henkern überliefere?“

„Fort mit den Verräthern! nieder mit van Schagen! nieder mit van Assendelft!“ riefen tausend Stimmen.

„Wohlan, vertraut denn unseren Degen und Musketen! Ich werde sofort Hülfstruppen entbieten und seiner Durchlaucht dem Prinzen Mittheilung machen von der verrätherischen Handlungsweise der Regierung und dem Verlangen der Bürger, die Stadt mit ihrem Blut und Leben zu vertheidigen. Möge der Spanier kommen; wir werden den Mord, an unseren Brüdern zu Zütphen und Naarden verübt, an ihm zu rächen suchen!“

„Es lebe Ripperda!“ schrie der Haufen.

Hierauf trat Dieser, von Stuyver und Ries gefolgt, in's Rathhaus ein und die Menge zerstreute sich allmählig durch die Straßen, sich in allerlei Ausgelassenheit Luft machend. Die Haupt-Kädel Führer begaben sich zu der Brauerei von Peter Ries, die „zwei Anker“ geheißen, wo das Bier in Strömen für sie floß.

Von jenem Augenblicke an herrschte in Haarlem die revolutionäre Gewalt des Ripperda, der, von den Soldaten und Calvinisten unterstützt, unumschränkter Herr der Stadt war. Er nahm das Rathhaus in Besitz, ließ die Wachtposten, die bisher von Bürgern besetzt waren, von Soldaten beziehen und eignete sich im vollsten Sinne des Wortes die Macht eines Dictators an. Es wurde sofort ein Bote an den Hauptmann Lazarus Mulder in Nieuwendam gesandt, mit dem Ersuchen, die Garnison der Stadt mit vier Compagnien seines Regimentes zu ver-

mehren. Ein anderer Bote ging mit einem Schreiben zu dem Prinzen von Oranien, der Ripperda trotz seines schändlichen Betragens in Groningen und anderen Städten sehr zugethan war; ja, den er sogar in einem seiner Briefe: „Edele, eertzame, lieve, byzondere!“ nennt.

* * *

Am folgenden Morgen lag ein fahler Nebel über der Stadt und ihrer Umgebung, und in der Natur herrschte eine Todesstille, wie man sie im Winter besonders verspürt, wenn eine große Kälte im Anzug ist. In der Stadt war es ebenfalls am frühen Morgen noch still, doch es war eine schaudererregende Stille wie am Lager eines Kranken oder Sterbenden. Die Regierung hatte es nicht gewagt, der revolutionären Gewalt Ripperda's mit Gewalt zu begegnen; auch hätte es ihr schwerlich genutzt, da die fremden Truppen, womit die Stadt angefüllt war, sich um den gefürchteten Bilderstürmer geschaart hätten!

In der Wohnung des Bürgermeisters Talesius herrschte zu dieser Stunde eine noch größere Niedergeschlagenheit als anderswo. Man hatte dort am Tage zuvor die Nachricht erhalten, daß Cornelius Musius, der Probst von St. Agatha zu Delft, von Lumey gefangen genommen war und daß mehre andere Priester mißhandelt und ermordet waren. Sowie wir wissen, befand sich Talesius' Sohn, der ehemalige Pfarrer von Spaarnwoude, in jener Stadt und zwar in Musius' Hause, so daß man Grund genug hatte, seinetwegen besorgt zu sein. Der alte Mann hatte zwar seine gewöhnliche Geistesstärke und Gelassenheit nicht verloren, aber man konnte doch sehen, daß er von

großer Angst gefoltert wurde; von Zeit zu Zeit sah man eine Thräne in seinen Augen schimmern. Die Mutter gab ihrer Besorgniß in lauten Klagen Luft. Man sah es ihr an, daß ihre Gedanken ganz bei ihrem geliebten Sohne weilten, daß sie sich vorstellte, wie er, grade wie kurz zuvor die Märtyrer von Gorkum, den größten Mißhandlungen, den grausamsten Martern ausgesetzt war, und wenn dann das trübe Bild, das sie sich ausmalte, ihr mütterliches Herz vor Schrecken wie erstarren ließ, dann brach sie in ein lautes Weinen aus, das durch das ganze Haus wiederhallte.

„Sei doch ruhig, Martha!“ sprach Talesius, der sich soviel möglich ermannte, „lassen wir den Ereignissen nicht vorgreifen, sondern lieber erst nähere Nachrichten erwarten, bevor wir uns das Aergste vorstellen“.

„Zweifelst Du denn noch an der Richtigkeit des Benommenen?“ frug seine Frau.

„Ich habe leider nur zu viel Grund, um der Wahrheit desselben Glauben zu schenken“, antwortete Talesius, „aber Niemand hat uns noch gesagt, daß unserem Sohne irgend ein Unglück zugestoßen sei“.

„Ist es denn nicht wahr, daß in Delft Priester ermordet sind und wohnt unser Sohn nicht im Hause des Probstes von St. Agatha?“ frug die alte Frau wieder.

„Das Alles ist wahr“, entgegnete Talesius, „aber er kann ja zeitig entkommen sein; man kann ihn ja verschont haben. Ich muß bekennen, daß die Nachricht sehr beunruhigend ist, doch wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, daß er der Gefahr entronnen ist, wie früher zu Spaarnwoude“.

„Hättet Ihr vor einiger Zeit nur meinem Rathe gelauscht“, jammerte die Frau, „dann wäre er jetzt in unserer Mitte. Warum müßtet Ihr Roosevelt's Rath befolgen, der keine Ahnung davon hat, was eine Mutter in meiner Lage leiden muß. Ich hatte ein Borgesühl von dem, was geschehen würde, aber man hat meine Angst und meinen Rath in den Wind geschlagen!“

„So mußt Du nicht reden, liebe Mutter!“ sagte Maria. „Vater hat nur an das Wohl meines Bruders gedacht, der in jenem Augenblick in Delft viel sicherer schien als hier. Lasset uns, wie Vater sagt, so ruhig wie möglich einen näheren Bericht abwarten und inzwischen Gott bitten, daß Er meinen lieben Bruder in Seinen heiligen Schutz nehme“.

„Wie kann ich unter solchen Umständen ruhig bleiben“, rief die Frau, die von Angst und Kummer übermannt, sich nicht mehr zu beherrschen vermochte, „wenn Dein Vater den Schmerz empfinde, der mich verzehrt, so würde er ebenso wenig ruhig bleiben können als ich“.

Talesius stand auf, schlug die Arme um den Hals seiner Frau und sagte: „Du verkennst mich, Martha! Der Gedanke, daß mein Sohn in die Hände von Lumeys ausgelassener Bande gefallen sein kann, zerreißt mir das Herz. Gott weiß, wie gerne ich mein Leben hingeben möchte, um das seine zu retten, aber doch muß ich Dir sagen, daß ich stolz bin, trotz der Angst die mich verzehrt. Ich habe mir schon lange die Lage, worin wir uns jetzt befinden, vor Augen gestellt und kann nicht verhehlen, daß die Furcht und der Kummer, die mich quälten, stets

Trost fanden in dem erhebenden Gefühl, daß mein Sohn, mein eigenes Kind, den Märtyrertod für Jesus Christus erleiden würde“.

Als Talesius diese Worte sprach, hatte er die thränenfeuchten Augen zum Himmel erhoben.

„Es ist wahr, Martha! Du leidest Viel“, so fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „aber bedenkst Du wohl, daß es viele Mütter gibt, deren Leid viel größer, viel schmerzlicher ist, als das Deine?“

Die alte Frau sah ihn fragend an.

„Es gibt Priester, die die Heiligkeit ihres Amtes befleckt, die Gott verläugnet und sich mit Meineid besudelt haben. Sie haben ihr Leben gerettet auf Kosten ihres Seelenheiles; sie haben das Priestergewand vertauscht gegen den Waffenrock des Teufels und ihren Namen auf ewig geschändet. Ist solch' ein geistiger Tod nicht viel schmerzlicher für eine Mutter, als der Tod eines Märtyrers? Wüchtest Du nicht lieber die Mutter sein von Leonardus van Beghel, der zu Brielle am Galgen starb, als jene des Gerard van Berkenrode oder selbst als die des Prinzen von Dranien?“

Die alte Frau erschauerte, als ihr Gatte diese Worte sprach.

„Es ist wahr, ich bin schwach und vielleicht sündhaft, weil ich nicht demüthig ergeben mich der Vorsehung unterwerfe“, sprach sie, „aber meine Seele ist von einem Kummer ergriffen, der meine Sinne verwirrt. Ich will zu Gott flehen, daß Er mir die Gnade verleihe, in Seinem heiligen Willen zu beruhen“.

„Hört Ihr Nichts draußen?“ frug Maria plötzlich, das Gespräch ihrer Eltern unterbrechend.

„Hört!“ rief sie wieder, als nunmehr deutlich verworrene Klänge in das Zimmer drangen.

„Es scheint unruhig auf der Straße zu sein“, sagte Talesius, die Thüre des Zimmers öffnend.

Man konnte nun deutlich unterscheiden, daß eine große Menge Volkes auf den Beinen war.

„Wir wollen in das Vorzimmer gehen, um zu sehen, was zu thun ist“, sagte Quirinus, indem er sich, von Frau und Tochter gefolgt, in das Gemach begab, worin wir uns im Anfange dieser Erzählung bei dem Besuche des Abtes Mannius befanden.

Es wälzte sich wirklich eine große Volksmenge durch die Damstraße; es waren meistentheils Brauerknechte und Soldaten, welche Bilderstürmerlieder sangen und in sehr erregtem Zustande zu sein schienen. Seit einer Stunde hatte sich der Nebel in eine Schneeschauer aufgelöst, und der Schnee fiel in großen und dichten Flocken nieder. Die Menschen, die Alle in Einer Richtung an dem Hause des Bürgermeisters vorüberzogen, waren nach Hunderten zu zählen. - Nach einiger Zeit hörte man in der Ferne laute Jubelrufe, die jedoch den Lauschern ganz unverständlich blieben. Die Menge ging nicht mehr voraus, sondern drängte sich je länger je mehr zusammen, bis endlich der Strom sich in die entgegengesetzte Richtung zu bewegen begann. Das Volk ging Arm in Arm, singend und lärmend wieder fort.

„Was mag doch nur vor sich gehen?“ frug Maria,

die unerschrocken am Fenster stehen blieb, obschon manche Faust sich drohend nach dem Hause des Bürgermeisters ausstreckte.

„Gewiß nicht viel Gutes“, antwortete Talesius, „aber mir dünkt, ich höre die Trommel; es scheinen Soldaten in die Stadt einzuziehen“.

Man hörte nun in der That nicht allein die Trommel, sondern auch die Pfeifen, die das bekannte Lied „Wilhelms van Nassouwen“ von Marnix von St. Aldegonde spielten, und endlich zeigte sich eine große Bande Fußvolk: es waren die vier Fähnlein von Lazarus Mulder.

„Sollte der Prinz diese Soldaten geschickt haben?“ frug Maria.

„Es sind wahrscheinlich Hülfsstruppen, die Ripperda entboten hat, um ihm gegen die städtische Regierung beizustehen“, antwortete Talesius. „Da sitzen nun die Männer, die sich im Juli von dem sogenannten Volkswillen übertölpeln ließen. Alle damals gestellten Bedingungen sind übertreten und nun müssen sie sich schon wieder auf Grund des Volkswillens die kaum ergriffenen Zügel der Regierung eutreiben lassen. Wir sind jetzt in der unumschränkten Gewalt eines Mannes, der ein geschwornener Feind Gottes und der Religion ist; wir werden jetzt sehen, ob Stuyver, der sich so leichtsinniger und schändlicher Weise hat mitschleppen lassen, die Sache der Calvinisten zu befördern, jetzt nicht bald seine Luftschlösser von Religions- und Gewissensfreiheit wird zusammenfallen sehen. Es thut mir leid, daß ich es sagen muß, aber ich glaube, daß die Verfolgung nun erst recht beginnen wird,

sowie es überall der Fall war, wo man die Thore den sogenannten Rettern des Vaterlandes geöffnet hat. Man bedient sich überall nur so lange der Mitwirkung der Katholiken, bis man ihrer nicht mehr bedarf, um sie dann unmittelbar ihrer Rechte zu berauben“.

Es waren erprobte Burschen, die in die Stadt einzogen; die Meisten hatten schon Theil genommen an der Bilderstürmerei und anderen Unordnungen, die stattgefunden hatten. Man konnte es ihnen bald ansehen, daß die friedlichen Bewohner der Stadt nicht viel Gutes von ihnen zu erwarten haben würden. Ihr Aeußeres war ebenso roh und thierisch, als ihre Kleidung zerlumpt und schmutzig war, während der reine Schnee, der nicht blos an ihren Kleidern, sondern auch an Haupt- und Barthaar hängen blieb, sie noch abschreckender machte.

„Gott möge unserer guten Stadt gnädig sein“, sagte Martha mit einem tiefen Seufzer, „es ist mir, als wenn ich die Handlanger von Lumey vor mir sehe, die die armen Mönche in Gorkum und Brielle ermordet haben. Seht, dort kommen die Letzten; sie messen unser Haus von oben bis unten, als wenn sie ihre Beute schon ausuchten“.

„Daß Dich doch nicht zu sehr von Deiner Einbildung fortschleppen, Martha!“ sprach Talesius, „es kann ja sehr gut möglich sein, daß die Leute zufällig hierhin sehen; sie müssen doch irgendwo ihre Augen hinwenden“.

„Aber was mag denn jener Bauer nur wollen“, fing die Frau wieder an, indem sie auf Jemanden zeigte, der sich dem Hause näherte; „er kommt regelrecht auf uns

los. Sieh, dort steht er schon auf der Treppe . . . mein Himmel! was mag dies bedeuten!“

Es hatte wirklich Jemand, der zur Nachhut der Bande zu gehören schien, die Treppe erstiegen und klopfte auch an. Man konnte die Farbe seiner Kleider nicht unterscheiden, so dick lag der Schnee darauf und er hatte den Hut so tief in die Augen gedrückt, daß man kaum sein Angesicht sehen konnte. Es gingen ein paar Augenblicke vorbei, ehe die Magd die Thüre öffnete, die unmittelbar darauf so heftig wieder zugeworfen wurde, daß das ganze Haus davon erdröhnte. Talesius wollte grade nachsehen, was vor sich ging, als die Thüre des Zimmers geöffnet wurde. Der Fremdling blieb einen Augenblick am Eingang stehen und warf einen freudestrahlenden Blick auf die drei Personen, die er dort vor sich sah. „Vater! Mutter!“ rief er in einem Tone, der dem Elternpaar wie himmlische Musik an's Ohr tönte und zu Herzen drang.

Es war der Pfarrer von Spaarnwoude.

Die Mutter fiel mit einem lauten Schrei dem vermeinten Bauer um den Hals; Talesius und Maria drückten ihm die Hände und brachten sie in freudigem Entzücken an die Lippen.

Das war ein Augenblick irdischer Seligkeit, wie sie dem Menschen nur selten vergönnt sind. Jeder Kummer, alle Angst und Furcht vor der Zukunft waren verschwunden vor dem Jubel des Wiedersehens.

Der Pfarrer drückte einen Kuß auf die Stirne seiner Mutter, umarmte in freudiger Erregung Vater und

Schwester und warf sich dann mitten im Zimmer auf die Kniee nieder. „Ich danke Dir, o Gott! daß Du mich beschützt hast in der Stunde der Gefahr“, so betete er, „ich habe zu Dir um die Gnade gefleht, noch einmal meine Eltern wiederzusehen, und Du hast die Bitte Deines unwürdigen Dieners erhört; Dein heiliger Name sei gepriesen in Ewigkeit!“

Es verklärte ein Strahl der Freude Martha's Angesicht, das so lange von düsteren Wolken beschattet gewesen war.

„Komm“, sprach sie, ihres Sohnes Hand erfassend, „laßt uns zum Heerde gehen, denn Du wirst wohl kalt sein; warum hast Du den Schnee nicht von Deinen Kleidern abgeschüttelt?“

„Der Schnee hat mir einen vortrefflichen Dienst erzeigt, Mutter!“ antwortete der Priester, „er hat mich noch mehr unkenntlich gemacht, als meine Kleider“.

„Du bist wirklich ein stattlicher Bauer“, sagte Maria lächelnd, indem sie den Schnee von seinen Kleidern schlug, „wie bist Du zu diesem Kostüm gekommen?“

„Ich werde Dir Alles erzählen“, entgegnete der Pfarrer, „doch gib mir erst einige Kleider vom Vater, denn ich fühle mich gar nicht behaglich und fange auch an, durchnäßt zu werden, nun der Schnee schmilzt“.

„Sag' mir aber erst mal, ob es wahr ist, daß man den Probst von St. Agatha verhaftet hat?“ sagte Talesius.

„Wie, Ihr wißt schon was geschehen ist?“ frug der Priester.

„Ich habe eine Nachricht aus Delft empfangen, die

sehr beunruhigend war“, antwortete der Bürgermeister; „ist Musius wirklich ein Unglück begegnet?“

Der Pfarrer blickte gen Himmel auf. „Musius ist bereits bei Gott!“ sagte er, tief ergriffen.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr Aller Lippen.

„Man hat ihn also wirklich auch ermordet, den frommen Greis?“ frug Talesius.

„Er ist als Märtyrer für Jesus Christus gestorben“, antwortete der Priester, „bis zu seinen letzten Augenblicken hat er unter den heftigsten Schmerzen mannhaft Zeugniß abgelegt für seinen Glauben. Doch laßt mich erst die Kleider wechseln, dann werde ich Euch Alles mittheilen“.

Eine halbe Stunde später saßen Alle um den häuslichen Heerd, und darauf erzählte der Pfarrer die folgenden Einzelheiten über die Gefangenschaft und den Tod des Cornelius Musius, einer der vortrefflichsten Priester und der größten Gelehrten seiner Zeit.

„Es ist Euch bekannt, daß Musius immer in großem Ansehen stand bei dem Prinzen von Dranien, obschon er seit Langem schon unumwunden seine Mißbilligung des Aufstandes gegen Spanien zu kennen gegeben. So kam es auch, daß das Haus des Probstes verschont blieb vor den Gewaltthaten Wilhelms van der Mark, der überall, wo er hinkommt, die Priester mißhandelt. Als ich Euch das letzte Mal schrieb, fürchtete ich schon, daß man auch uns nicht in Ruhe lassen würde, doch habe ich davon geschwiegen, um Euch nicht unnöthiger Weise zu beunruhigen. Musius hatte dem Abt Mannius und mir denn auch schon verschiedene Male gerathen, uns aus

Delft zu entfernen. Am ersten dieses Monats gab der Prinz zu Delft ein Festmahl, woran van der Marck, Marnix von St. Aldegonde und andere Häupter des Aufstandes Theil nahmen. Auch Musius war eingeladen doch nicht erschienen, denn er befand sich grade im Haag; ich glaube jedoch, daß er die Einladung auch abgelehnt hätte, wenn er an Ort und Stelle gewesen wäre.

„Als gegen Ende des Mahles der Becher gehörig kreiste, wußte van der Marck das Gespräch auf Musius zu bringen, dem er einen tödlichen Haß zutrug. Er nannte ihn einen Verräther an der guten Sache, einen durchtriebenen Handlanger des Spaniers u. s. w. Der Prinz vertheidigte Musius, indem er sagte, daß er ebenso rechtschaffen als gelehrt sei und daß er den Aufstand gegen Spanien wohl nicht gut heiße oder unterstütze, sich aber dennoch nicht öffentlich dagegen widersetze. Van der Marck, der geschworen hatte, den Probst zu verderben, sagte darauf in sehr geheimnißvoller Weise, daß Musius ein Erzheuchler sei, der zu dieser Stunde nur auf Mittel sinne, um seine Flucht in's Werk zu stellen und dem Feinde Dinge von großer Wichtigkeit zu offenbaren. Wenn der Prinz den Befehl geben wolle, den Probst auf seiner Reise einzuholen, so werde man ohne Zweifel die Beweise seiner verrätherischen Handlungsweise bei ihm finden.

„Der Prinz verlor bei diesen Worten seine gewöhnliche Ruhe, und sagte, daß weder sein Alter noch seine Gelehrsamkeit Musius vor Strafe sichern werde, wenn Marck's Behauptung wahr sei; und als Dieser schließlich

vorstellte, den Probst auf seiner Rückreise zu verhaften und nach Delft zu bringen, ohne ihm die Gelegenheit zu geben, sich der Papiere, die er mitführte, zu entledigen, gab Dranien dazu die Erlaubniß“.

„Sollte das Alles kein abgefartetes Spiel von dem Prinzen gewesen sein, um die Verantwortung über Musius' Tod von sich abzuschieben?“ frug Talesius.

„Das glaub' ich nicht“, erwiderte sein Sohn, „denn er hat oft seine Achtung für den ausgezeichneten Mann an den Tag gelegt. Wie dem auch sein möge, der Prinz hat jedenfalls mit mehr Uebereilung gehandelt, als er zu thun pflegt, denn er brauchte nur an die Märtyrer von Gorkum zu denken, um sich Musius' Loos deutlich vor Augen zu stellen. Wenn im Colosseum zu Rom die Käfige der wilden Thiere geöffnet wurden, waren die Christen, die sich in der Arena befanden, in keiner größeren Gefahr als Musius, als das wilde Schwein der Ardennen auf ihn losgelassen wurde. Van der Marck setzte sich sofort mit einigen Spießgesellen zu Pferde und traf den Probst wirklich unterwegs in einem Schlitten an, den seine beiden Pathenkinder Cornelius Meranus und Charlotte van Merwei, eine Jungfrau aus ansehnlichem Hause, über das Eis schoben. Der Jüngling nahm, als er der gottlosen Bande ansichtig ward, in aller Eile die Flucht und Musius wurde nun auf Lumen's Befehl aus dem Schlitten herausgerissen, gefesselt, auf einen vorüberfahrenden Wagen geworfen und in vollem Trab nach Leiden gefahren. Als die Jungfrau untröstlich die Fesseln küßte, worin man des Greises Hände schlug, gab

er ihr seinen priesterlichen Segen und sprach die merkwürdigen Worte: „Sei getrost, meine Tochter! ich hoffe, daß wir einander bald im Himmel wiedersehen; doch mittlerweile werden unsere Landsgenossen noch lange dieses elende Joch tragen müssen“.

„Welch' eine unverwüßliche Ruhe!“ rief Talesius bewegt. „Der vortreffliche Mann hatte immer ein Kreuzifix vor sich auf dem Tische stehen, um aus dem Beispiel des göttlichen Erlösers Kraft zu schöpfen für den Streit, den er voraussah. Gott hat ihm in Seiner Gnade jene Kraft wirklich geschenkt“.

„Es war ungefähr fünf Uhr Abends geworden“, so fuhr der Priester in seiner Erzählung fort, „als Musius in Leiden ankam. Man brachte ihn dort in das Haus des Notars van Duderoliet. Sofort ließ Wilhelm van der Marck einen reformirten Prediger, einen Profosß und den Henker dorthin entbieten, um den Greis das Verhör und die gewöhnlichen Foltern bestehen zu lassen, doch die Frau des Hauses machte Einwürfe dagegen und sagte, daß man Solches in einer Privatwohnung nicht zu erlauben brauche. Wilhelm van der Marck war jedoch der Mann nicht, das Recht zu achten; er ließ die Frau mit Gewalt entfernen und suchte einen passenden Ort, um sein grausames Vorhaben auszuführen.“

„Zu Allererst versuchte der Prediger den bejahrten Priester zum Calvinismus zu bekehren, doch Musius sagte: „Spart Eure Mühe, mein Bester! Ich habe mein ganzes Leben zugebracht mit dem Lesen der heiligen Schrift und der Kirchenväter und bin bereit für den

Glauben, worin ich geboren ward, mein Leben hinzugeben“. Hierauf kam der Henker an die Reihe. Ich will Euer Herz nicht zerreißen und Euer Schamgefühl nicht verletzen, indem ich Euch alle Martern, die der würdige Priester erdulden mußte, mittheile. Ich will nur ein paar Einzelheiten erwähnen. Nachdem man ihn all seiner Kleider beraubt, hat man ihn auf den Rücken geworfen, einen Trichter in seinen Mund gesetzt und den Leib bis zum Bersten mit warmem Wasser angefüllt. Dann hat man ihn an dünnen Stricken so lange an seinen Behen aufgehängt, bis er das Bewußtsein verlor und endlich seine Behen abgehauen und noch allerlei Schändlichkeiten und Peinigungen an seinem Körper verübt.

„Schon vier Stunden lang hatten diese Martern ange dauert und es war also neun Uhr geworden, als man Musius auf Lumey's Befehl zur Breesstraße führte. Man mußte ihn natürlich stützen, weil seine Füße verstümmelt waren, und überall, wo er ging, ließ er im frisch gefallenen Schnee Blutspuren zurück. Der Greis war starr vor Kälte und halb nackt. Als man ihm den Leib mit ekkem, schmutzigem, warmem Wasser angefüllt, hatte er jämmerlich gewinselt; nun aber war er ganz still und beschäftigte sich mit Gott, den er bald von Angesicht zu Angesicht erblicken würde. Sein Leiden sollte bald zu Ende gehen. An dem blauen Stein gegenüber dem Rathhause angekommen, hing man ihn dort an einen Pfahl auf. Es war zehn Uhr Abends, als der Tod auf diese Weise sein Leiden endete“.

Talesius ließ vor Wehmuth das Haupt auf die Brust

sinken und manche Thräne floß über seine Wangen nieder, während die beiden Frauen laut schluchzend ihr Angesicht mit den Händen bedeckten.

„Und das geschah mitten in Holland, ohne daß Jemand den Muth hatte, sich solchen Greuelthaten zu widersetzen!“ sprach Talesius nach einigen Augenblicken. „O mein armes Vaterland, wie tief bist Du gesunken! was bleibt von Deinem uralten Ruhm, von Deiner Rechtlichkeit übrig, wenn man die Besten so behandelt? Und man wagt es noch eine heilige Sache zu nennen, die durch solche Mittel gefördert wird! man wagt es, blutdürstige Tyrannen gleich Wilhelm van der Marck, die Retter des Vaterlandes zu nennen? Ich bin nie ein großer Verehrer von Alba gewesen, doch wahrlich, wenn er solche Thaten vernimmt, ist es nicht mehr zu verwundern, daß er auf schreckliche Weise von der Zuchtruthe Gebrauch macht“.

„Hat man wenigstens der Leiche des seligen Musius ein ehrliches Begräbniß zugestanden?“ frug Maria.

„Keineswegs!“ entgegnete ihr Bruder. „Man kam des Nachts auf den Markt mit einem Sarge, wie man sie gewöhnlich zum Begräbniß der armen Leute braucht, doch da dieser zu klein war, um den starkgebauten Körper zu befassen, so schnitt man der Leiche erst den Kopf ab und da dies noch nicht nutzte, hieb man sie in Stücke und ließ sie von Henkerstknechten zum Kirchhofe bringen“.

„Jene Unmenschen!“ rief Martha, „wie hast Du es nur möglich gemacht, ihren Händen zu entkommen, mein Sohn?“

„Wir vernahmen am nächsten Morgen schon sehr

früh, durch Vermittlung eines Freundes in Leiden das Loos, das Musius betroffen“, erwiderte der Priester. „Da man in solch' unmenschlicher Weise mit dem vortrefflichen und hochbejahrten Probst verfahren hatte, konnten wir leicht voraussehen, daß auch uns früher oder später dasselbe Loos zu Theil werden würde. Mannius und ich beschloßen deshalb, so bald wie möglich heimlich die Stadt zu verlassen und uns nach Amsterdam zu begeben, was uns durch Gottes Güte gelang; wir kamen gestern dort an“.

„Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er mein Gebet erhört und Dich in Seinen heiligen Schutz genommen hat“ sagte die alte Frau, andächtig gen Himmel blickend. „Es war schlecht von mir, daß ich so wenig Vertrauen setzte auf die göttliche Vorsehung, aber mein armes Herz litt so unsäglich durch die peinliche Ungewißheit, worin ich mich befand“.

„Aber warum hast Du Amsterdam, wo Du sicher warst, wieder verlassen, mein Sohn?“ frug Talesius, „ich fürchte, daß Du von der Scylla in die Charybdis gerathen bist!“

„Ich konnte unmöglich dem Drang meines Herzens widerstehen; ich wollte Euch sehen und umarmen. Ich wußte außerdem, wie es hier aussteht, und da ich doch von meiner Heerde getrennt bin, so sah ich es als meine Pflicht an, die Gefahr mit Euch theilen zu können. Es ist mir mit Gottes Hülfe gelungen, bis zu Euch durchzudringen und nun will ich mit Euch leiden und wenn es sein muß, mit Euch sterben. Ich habe gestern un-

mittelbar nach meiner Ankunft in Amsterdam einen Besuch gemacht bei dem Grafen von Bossu, der mein Vorhaben sehr gefährlich nannte. Als er aber sah, daß ich fest dabei beharrte, hat er mir Bauernkleider besorgt und so vermunnt habe ich mich diesen Morgen, noch bevor es Tag war, auf den Weg begeben. Ich hegte das vollste Vertrauen, daß Gott mir ein Mittel verschaffen würde, unerkannt in die Stadt zu gelangen. Während ich so betend fortging und der Stadt schon nahe gekommen war, hörte ich einen großen Trupp Soldaten hinter mir her kommen und zugleich strömte eine Masse Volks aus dem Thore hervor. Ich verbarg mich im Gebüsch. Die Luft war mit Schneeflocken wie durchsäet, so daß ich nicht weit zu sehen vermochte. Als ich jedoch lautes Jubeln vernahm und daraus schließen durfte, daß die Bürger und Soldaten einander begrüßten, verließ ich unbemerkt mein Versteck und mischte mich unter die Menge, die ziemlich ungerregelt durch einander lief. Ich ließ den Schnee auf meinen Kleidern liegen und drückte den Hut in die Stirne. Ich habe von den Soldaten, die mich natürlich für einen Bauern hielten, manchen Puff empfangen, doch bin, dem Himmel sei Dank, unbehelligt zur Stadt hineingekommen“.

Nun kam die Reihe an Talesius, zu erzählen, was Alles in der letzten Zeit in Haarlem sich zugetragen. Er war damit noch nicht zu Ende, als Roosvelt, den man hatte rufen lassen, eintrat mit der Nachricht, daß in der Stadt eine große Gährung herrsche. Ripperda hatte von den Stufen des Rathhauses aus verkündet, daß er die

Zügel der Regierung in die Hände nehme, bis der Prinz anderweitig darüber bestimme, und zugleich befohlen, daß die Kirchen fortan für den reformirten Gottesdienst hergerichtet würden.

„Man wird also vollenden, was man im August begonnen“, sagte Talefius mit einem tiefen Seufzer.

„Ripperda hat dem Wort die That schon folgen lassen“, fuhr Roosevelt fort, „in wenigen Augenblicken wird St. Bavo zum zweiten Male geschändet werden“.

Roosevelt hatte wahr gesprochen. Der berüchtigte Groninger Bilderstürmer führte persönlich den Pöbel an, der in St. Bavo noch zerstörte, was bei der früheren Verwüstung verschont geblieben war. Doch nicht nur die St. Bavo-Kirche, sondern auch alle übrigen Gotteshäuser wurden geplündert, oder, wie man es nannte, von „den Götzen und Sankten“ gesäubert. Wir wollen keine Beschreibung geben von dieser Heiligenschändung, die ganz der ersten gleich, mit dem Unterschiede jedoch, daß nun keine einzige Kirche verschont blieb und daß St. Bavo von diesem Augenblick an für den Gottesdienst der Reformirten eingerichtet wurde. Als es Abend geworden war, fand man überall im Schnee zerrissene Messgewänder und Trümmer von Heiligenbildern; den kostbaren Kirchenschmuck, der noch nicht geborgen worden war, hatte Ripperda sich zum größten Theil angeeignet. Bis spät in die Nacht hinein waren die Schenken mit singendem und lärmendem Pöbel, wallonischen und deutschen Soldaten angefüllt, welche die silbernen Kronen und Scepter der Marien-Bilder, die Borden der Caseln und

Goldquasten und was sie sonst gestohlen haben mochten, gegen Brantwein eintauschten.

So endete der für Haarlem so unselige 4. Dezember, der dem Katholicismus daselbst den Todesstoß und der revolutionären Schreckensherrschaft des verabscheuungswürdigen Ripperda das Dasein gab.

Der nächste Tag sollte schon eine Probe davon bieten. So wie wir wissen, hatte die Regierung eine Deputation von drei Personen nach Amsterdam gesandt, um mit Don Frederigo zu unterhandeln. Es ist außer Frage, daß diese Deputation auch im Auge der Orangisten eine gesetzliche Mission haben mußte, denn sie hatte ihr Mandat von einer Regierung erlangt, die vom Prinzen anerkannt und theilweise von ihm selbst eingesetzt worden war. De Bries, der sehr gut einsah, daß man zu jener Zeit nicht vor Meineid und Verrath zurückschreckte, war klugerweise zurückgeblieben, doch Christoffel van Schagen und der Abgeordnete van Assendelft vertrauten auf ihr gutes Recht und kehrten in die Stadt zurück, um über ihre Sendung Bericht abzustatten. Sobald Ripperda dies vernommen hatte, ließ er sie, trotz ihrer Rathsherrnwürde und ohne Rücksicht auf die Unverletzlichkeit ihrer Personen verhaften und gefesselt zum Prinzen schicken. Ueber das was nun geschah, wollen wir uns lieber nicht verbreiten. Der Prinz ließ die beiden Haarlemer Regierungsmitglieder hinrichten: Christoffel van Schagen starb im Gefängniß in Folge der Martern, die er auf der Folterbank bestehen mußte und van Assendelft wurde auf Befehl des Prinzen zu Delft öffentlich enthauptet und sein

Kopf als abschreckendes Beispiel auf eine Stange gesteckt.

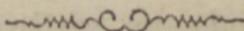
Das war die officiële Anerkennung des revolutionären Despotismus der Bilderstürmer.

Innerhalb weniger Tage war die Stadt ganz im Ansehen verändert. Die Thore waren stark besetzt und die Straßen wurden fortwährend von Patrouillen durchkreuzt. Die Kirchen wurden in Kasernen verwandelt; Ripperda hatte mit seinem sogenannten Stab im Kloster der Predigermönche seinen Einzug gehalten und seine Pferde waren im St. Johannes-Kloster untergebracht.

Die Katholiken hatten nun gewiß wenig mehr zu hoffen und ebenso wenig zu verlieren, aber es mußte ihnen doch neue Angst und Unruhe verursachen, als nun auch Oranien's Günstling, der erbitterteste Feind des Katholicismus, Marnix von St. Aldegonde, mit einer Vollmacht seines Herrn und Meisters versehen, in die Stadt kam. Der Prinz muß sich sehr sicher von Haarlem's Zustand gefühlt haben, daß er nun schon die Maske fallen ließ und nicht nur die zugesagte bürgerliche und religiöse Freiheit mißachtete, sondern außerdem die Katholiken durch eine solche beleidigende Sendung erbitterte. Marnix, der von Ries als Gast in sein Haus aufgenommen wurde und dort auch verblieb, bestätigte Alles, was Ripperda gethan hatte. Er setzte die Regierungsmitglieder willkürlich ab, ließ die verbissensten Calvinisten, ohne auf Fähigkeiten oder Verdienste zu achten, ihre Stellen einnehmen und bekrönte das Werk der Gewaltthätigkeit dadurch, daß er einige Mitglieder

der alten Regierung und insbesondere jene, die als hervorragende Katholiken bekannt waren, in ihren Häusern bewachen ließ.

Wir werden kaum zu erwähnen brauchen, daß unsere Freunde Roosevelt und Talestius zu diesen gehörten.



III.

Als bald war nun Haarlem ganz vom spanischen Heer eingeschlossen. Sobald Don Frederigo vernommen, was nach der Rückkehr der Abgesandten vorgefallen war, ließ er sein Heer heranrücken. Ein Lavaström, der sich vom Vesuv einen Weg bahnt, kann für die umliegenden Dörfer nicht schrecklicher sein, als dieses gewaltige Heer den Einwohnern von Haarlem zu werden drohte, denn die Stadt war in der That sehr schwach. Sie hatte wohl 20 Fuß hohe Mauern, doch die waren auf sandigem Boden gebaut, und hatten sie in früheren Tagen auch Werth genug besessen, jetzt waren sie von geringer Bedeutung. Ripperda hatte deshalb sofort damit begonnen, hinter jenen Mauern Erdwälle aufzuwerfen. Die Stadt war auch sehr schlecht mit Lebensmitteln versehen, was bei der großen Zahl der Garnison die traurigsten Aussichten eröffnete, da man als bald noch einen weitem Feind zu bekämpfen haben würde — den Hunger. Es war schon mehr als ein Bote zum Prinzen von Oranien gesandt worden, um diesen zu benachrichtigen und die Folge davon war, daß schon am 12. December Wilhelm van der Marck und Lazarus Mulder gemeinschaftlich einen Versuch machten, um Haarlem Lebensmittel zuzuführen. Man wußte dies jedoch schon im spanischen Heere, und Niocarmes, einer

der Befehlshaber, zog, von schwerem Nebel begünstigt, Lumej entgegen und schlug ihn gänzlich, so daß er 600 Mann, 4 Stücke Geschütz und 10 Fahnen auf dem Schlachtfelde zurückließ.

Nach diesem Siege forderte Don Frederigo die Stadt zur Uebergabe auf, doch er erhielt zur Antwort, daß man sie bis zum letzten Mann vertheidigen werde. Die Bürger wurden natürlich gar nicht dabei befragt. Früher, als die Regierung noch spanisch gesinnt war, sagte man, daß der Wille der Bürger unbeachtet bliebe; man hatte dies als Vorwand benutzt, um Gewalt verüben zu können; jetzt aber seufzten die Bürger unter dem despotischen Joche Ripperda's und seiner Spießgesellen. Man pflegt die Antwort, die Don Frederigo gegeben wurde, als ein leuchtendes Vorbild des Heldenmuthes hinzustellen, aber man verliert dabei ganz aus den Augen, daß keine andere Wahl übrig blieb. Die Besatzung bestand zum großen Theile aus vogelfrei Erklärten, die Alle, mit Ripperda, dem Bastard Lancelot und Houtebeen an der Spitze, nach dem Kriegsrecht des 16. Jahrhunderts unvermeidlich einen schändlichen Tod gewärtigen mußten. Was blieb ihnen also anders übrig, als abzuwarten, daß der Prinz von Dranien die zugesagte Hülfe sende und die Stadt befreie?

Von jenem Augenblicke an begann das spanische Geschütz die Mauern am St. Johannes- und am Kreuzthore zu beschießen. Dies dauerte drei ganze Tage, doch ohne den geringsten Erfolg, denn die Belagerten füllten in der Nacht die Breschen mit Allem an, was in ihren Bereich kam und die zerbrochenen Bilder und Verzierungen der ge-

plünderten Kirchen machten einen großen Theil davon aus. Endlich gab Don Frederigo am letzten Adventsontage den Befehl, die Stadt zu bestürmen, der Anfall war sehr heftig, doch er wurde von der Tapferkeit der Besatzung abgeschlagen, die brennendes Pech, siedendes Del und riesige Steine auf die Belagerer warf. Nach einem wüthenden Gefechte mußten Letztere mit einem Verlust von nicht weniger als 400 Mann abziehen.

Das war die erste der glänzenden Waffenthaten, wovon Haarlem während der Belagerung Zeuge gewesen. Es ist leicht zu begreifen, daß die Besatzung sich nach dem Siege dem größten Jubel überließ; sie hatte ein Recht darauf, aber der Uebermuth der Soldaten artete in Ausgelassenheit aus, dessen Schlachtopfer die Katholiken waren.

So nahte das Christfest heran.

Eine traurigere Christnacht als im Jahre 1572 hat Haarlem gewiß nie erlebt. Die Kirchen waren nicht nur geschlossen, sondern an der Stelle, wo früher die heilige Krippe im Kerzenschein erglänzte und wo fromme Seelen mit den Hirten von Bethlehems Gesilden den Mensch gewordenen Gottessohn anzubeten kamen, lagen nun Soldaten zu schnarchen oder standen Pferde am Futtertrog. Es stiegen trübe Seufzer auf in den Wohnungen der Katholiken zu dem Gott der Erbarmung, der Seine strafende Hand auf Sein Volk gelegt hatte. Statt des feierlichen Geläutes der Glocken, das in jener unvergleichlichen Nacht die Gläubigen zu dem dreifach Einem göttlichen Opfer ruft, ließ sich von Zeit zu Zeit Trompetenschall auf den Thürmen und Wällen hören; und waren die Straßen auch nicht

ganz menschenleer, so sah man doch keine frommen Kirchgänger, welche in heiliger Freude, die jeden wahren Christen in dieser Nacht beseelt, das Opfer des Gebetes darzubringen kamen, sondern nur rohe Soldaten, die sich in der Wache abwechselten und über die schneidende Kälte, die sie ertragen mußten, gotteslästerliche Flüche ausstießen.

Desungeachtet brachten die Katholiken die denkwürdige Nacht nicht schlafend zu. Wenn die Soldaten andächtig gelauscht hätten, so würden sie im Vorbeigehen gehört haben, wie in manchem Hause aus wehmutherfüllter Brust die Lieder aufstiegen, die man noch in unserer Zeit rühmt um des Glaubens willen, der aus ihnen spricht.

In Talestius' Wohnung hatte man trotz der Bewachung beschlossen, die Christnacht so feierlich wie möglich zu begehen. Es ist wahr, die Bewohner verkehrten in Leiden und in großer Sorge wegen der Zukunft, aber kann für den Christen ein größerer Kummer bestehen, als wenn man ihn der Gnadenmittel der Religion beraubt? Man hatte in einem abgelegenen Zimmer des großen Hauses, so gut man vermochte, einen Altar errichtet und eine Krippe, die das Werk Maria's und ihrer Schwester Ursula war. Denn Ursula hatte sich natürlich zum elterlichen Hause geflüchtet, als das Kloster zerstört und die frommen Jungfrauen verjagt und zerstreut wurden. Es war ihr auch auf Umwegen und durch die Vermittlung eines der Priester, die sich noch in der Stadt befanden, gelungen, soviel von den geretteten Altargeräthen zu erlangen, als nothwendig zur Darbringung des heiligen Messopfers erfordert wurden.

Alle hatten den Abend im gemeinschaftlichen Gebete zugebracht und als es Mitternacht war, trat der Priester an den Altar, den innige Gottesfurcht mitten im Lager der Gottlosen errichtet hatte. Der greise Talesius kniete zu Füßen des Opferers, um den Dienst des Chorknaben zu erfüllen. All sein Leid, all sein Kummer waren vergessen; sein Angesicht strahlte vor überirdischer Freude bei dem Gedanken an die Gnade, die seinem Hause zu Theil wurde, wo in wenigen Augenblicken der Gott Himmels und der Erde unter der Gestalt von Brod und Wein niedersteigen sollte.

Gloria in excelsis Deo! erklang es von den Lippen des Priesters, und die Worte widerhallten in den Herzen der Anwesenden wie ein Echo aus dem Aufenthaltsorte der Seligen. Ja, Ehre sei Gott! der auf Erden kam, um das menschliche Geschlecht vom ewigen Tode zu erlösen, und der jetzt in die niedere Wohnung niedersteigen wollte, um die Traurigen zu trösten. Und es blühte der Friede diesen Menschen guten Willens, ein überirdischer Friede, der von den Qualen des Lebens nicht gestört werden konnte.

Es war ein rührender Anblick, als der fast 70jährige Greis dem Priester knieend Wasser und Wein für die Opferung darreichte. Er dachte nicht daran, daß er den Sohn vor sich sah, dessen Herz er zur Gottesfurcht und zur Tugend herangebildet hatte; er sah in ihm allein den Priester des Allerhöchsten, der, mit übernatürlicher Macht ausgerüstet, das ewige Opfer darbrachte, dem die Engel anbetend beiwohnen. Sein Herz schlug freude- und dank-

erfüllt, daß Gott ihm diesen Sohn geschenkt, um ihm jetzt inmitten der grausamsten Verfolgung einer Gnade theilhaft zu machen, wogegen alle irdischen Schätze, alle Genüsse der Welt in Nichts verschwinden, und sein Herz jauchzte abermals: Gloria in excelsis Deo!

Und jener Mann sah sich bewacht von Menschen, die mit Allem, was heilig ist, den Spott treiben; er verhehlte es sich nicht, daß er bis jetzt nur einen Tropfen gekostet aus dem Leidenskeltche, den er bis zum Boden würde leeren müssen. So viel Kraft und Ruhe schenkte ihm das Gottvertrauen, jene himmlische Blume, welche nur im Lusthose des Glaubens gepflückt werden kann.

Als die heilige Messe beendet war und Alle sich durch den Genuß des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi, der in dieser Nacht geboren, gestärkt und gekräftigt fühlten, knieten sie nieder an der Krippe und bald vernahm man das Lied, das der Priester schon zu Füßen seiner Mutter gesungen in jenen glücklichen Tagen, als die Einheit des Glaubens noch nicht von frevelhafter Hand zerstört worden war.

Wo weilst Du, Sion's Tochter ist?
Ich möcht' Dir Freude bringen!
Ein Ton erklang, ein Strahl erblickt'
Von großen Wunderdingen.

Als man gezählt der Völker Schaar
Ward Mutter der Jungfrau'n Eine;
Wo auch der Kaiser Meister war —
Hier herrschte Gott alleine.

Uns ist der Morgen froh getagt,
Ein Licht uns aufgegangen:
Gott ward geboren aus der Magd,
Das Heil uns zu erlangen.

Maria war wie Krystall so rein,
Durchglüht vom Himmelslichte;
Es macht der durchgedrung'ne Schein
Ein Wesen nicht zu nichte.

O Wundermutter, Wunderkind,
Nach Würden nie zu preisen,
Wie muß die Lieb', die Euch verbind't
Sich endlos zart erweisen!

Die Mutter wiegt es auf dem Schooß
Und küßt ihr liebes Kinde,
Sie bringt's mit ihrer Liebe groß;
Sein Lieben tilgt die Sünde.

Wo weißt Du, Sion's Tochter ist?
Ich bringe Freudenkunden:
Ein Ton erklang, ein Strahl erblickt';
Dein Feind ist überwunden!

Das Lied war kaum zu Ende, als man ein verworrenes Gepolter auf der Treppe vernahm. Die Anwesenden sahen einander erschreckt an und beeilten sich, jedoch so geräuschlos als möglich, die heiligen Gefäße und das Priestergewand zu verbergen. Der Lärm kam immer näher und endlich wurde an die Thüre geklopft, die man aus Fürsorge geschlossen hatte.

„Wer ist da?“ frug Talesius, so ruhig er vermochte.

„Das werdet Ihr wohl errathen können“, war die barsche Antwort, „man hat uns hieher geschickt, um Euch zu bewachen und Ihr stört uns durch Eure papistischen Lieder mitten in der Nacht im Schlaf. Deffnet die Thüre, wir müssen sehen, was Ihr hier ausführt“.

„Blase die Kerzen aus!“ flüsterte der Priester seiner Schwester zu, die sich mit den Anderen beeilte, dieser Weisung nachzukommen.

„Die Papisten sind wahre Nachteulen“, sagte Einer der Wächter, „aber sie sollen mir nicht weismachen, daß sie hier im Dunkeln gefessen haben“, fuhr er fort, auf ein Fünkeln zeigend, das noch an einer der Kerzen glomm und in diesem Augenblicke wie ein Sternlein aufblitzte, um gleich darauf ganz zu erlöschen.

„Wir haben hier, so wie wir in dieser Nacht zu thun gewohnt sind, ein Christlied gesungen“, sagte Talesius, „doch wenn es Euch stört, werden wir uns sofort zur Ruhe begeben“.

„Ausflüchte!“ brummte der Mann, „ich muß wissen, was hier geschehen ist“. Und sich an seinen Kameraden wendend, fuhr er fort: „Bleib' Du so lange hier, daß Keiner sich entferne; in werde inzwischen unten Licht holen, um nachzusehen, was in jenem Eulennest ausgeheckt ist“.

Während der Wächter fluchend und polternd die dunkle Treppe hinabstieg, ergriff Maria rasch ihres Bruders Hand und schob ihn geräuschlos durch eine Thüre, die zu einem anderen Theile des Hauses führte.

„So, nun werden wir besser sehen können, was hier

zu thun gewesen ist“, sagte der Wächter, indem er mit dem Licht in das Zimmer trat: „Ei! ei!“ so fuhr er höhrend fort, „Ihr habt noch mal Kirche spielen wollen! Ein verlaufener Bürgermeister weiß sich doch überall zu helfen; wenn keine Pfaffen mehr zu kriegen sind, so betreibt er selbst die Götzendienerei. Aber wißt Ihr wohl, daß wir diesen Bettel hier ebenso wenig, als in den Kirchen sehen wollen?“

„Dann werden wir Alles fortthun“, antwortete Talesius ruhig.

Was hätte Jene verstimmen können, die kurz zuvor den Gott der Liebe und der Erbarmung in ihr Herz aufgenommen hatten.

„Gebt Euch keine Mühe“, sagte der Wächter. „Hier, haltet uns das Licht mal, dann werden wir den Sanftenkram bald aufräumen; vielleicht ist noch wohl das eine oder andere zu finden, das wir brauchen können“.

Die Krippe war in einem Nu zusammengetreten und der Hülfsaltar theilte bald dasselbe Schicksal. Ursula hatte noch versucht, das Kreuzifix in die Falten ihres Gewandes zu verstecken, doch die rohen Gesellen entrissen es ihren Händen und warfen es ihr fluchend vor die Füße. Sie waren nicht wenig enttäuscht, daß sie fast gar Nichts fanden, was für sie einigen Werth besaß; sie mußten sich begnügen mit einem Paar silberner Leuchter und einem kleinen ovalen Gegenstande, der wie ein Bildchen in einen goldenen Rahmen gefaßt war.

„Ihr scheint Euch schon sehr gut ohne Priester behelfen zu können“, sagte einer der Wächter höhrend, „es

wäre zu wünschen, daß alle Papisten so darüber dächten, so wäre wenigstens ein großer Fortschritt gemacht. Denkt aber daran, daß wir für die Folge solchen Unsinn nicht mehr erlauben werden, denn der papistische Gottesdienst ist für immer abgeschafft, und wenn Ihr Euch nicht gutwillig darin fügen wollt, so werden wir Euch nicht allein in Eurem Hause, sondern auch in Euren Zimmern bewachen“.

„Wir haben nur in unserem Hause die Geburt unseres Herrn und Heilandes feiern wollen, nun die Kirchen uns verschlossen sind“, sprach Talesius.

„Unsinn!“ war die Antwort, „das hättet Ihr wohl ohne diesen Bettelkram thun können; und außerdem seid Ihr ein gefangener Mann, der wohl an etwas Anderes denken dürfte“.

„Zu wem soll ein Gefangener seine Zuflucht nehmen, wenn nicht zu Dem, der Mensch geworden ist, um uns von den Banden des ewigen Todes zu befreien?“ frug der Bürgermeister.

„Wir sind nicht hier gekommen, um Eure Predigten anzuhören“, gab der Wächter zur Antwort. „Ich verbiete Euch nochmals, hier im Hause zu thun, was selbst in den Kirchen verboten ist, und macht nur, daß Ihr zu Bett kommt, oder ich werde mich über Euch bei dem tapferen Ripperda beklagen, der solchem Volke wie Euch Lohn nach Verdiensten zu zahlen pflegt“.

„Wir werden sogleich Eurer Mahnung nachkommen“, sagte Talesius ruhig, „aber erlaubt mir noch ein einziges Wort. Bei dem, was Ihr hier gefunden, befindet sich

Etwas, das für Euch vielleicht viel geringeren Werth hat, als für uns“.

„Ihr meint wahrscheinlich Dieses hier“, entgegnete der Wächter, indem er den erwähnten ovalen Gegenstand vorzeigte.

„Ja!“ sagte Quirinus, „ich will Euch eine gute Belohnung geben, wenn Ihr es mir wieder einhändigt“.

„Ist das Ding Euch denn so viel werth?“ frug der Wächter, indem er es von allen Seiten besah und besonders die Schrift hinter dem Glase betrachtete, die er nicht zu entziffern vermochte. „Es ist wahrscheinlich irgend ein Zaubermittel darin“.

„Es ist nichts Geringeres als ein Stückchen des Kreuzes, woran einst der Herr verblutete, und das schon über 30 Jahre in meinem Besitze ist“, erwiderte Talesius, der hoffte, daß die Wächter wenigstens vor jenem heiligen Gegenstande Achtung haben würden.

„Ich wußte wohl, daß irgend ein Aberglauben dahinter stecke“, sagte der Wächter zu seinem Genossen.

„Wie!“ rief Talesius empört, „Ihr nennt es Aberglauben, wenn man ein Stückchen des Kreuzes, woran unser Gott und Heiland für uns Alle gestorben, als einen großen Schatz betrachtet?“

„Man darf mit Nichts Abgötterei treiben und das thun die Papisten mit Allem, was sie haben“, erwiderte der Wächter, indem er das kostbare Kleinod mit gierigen Blicken betrachtete. „Ihr seht es als einen großen Schatz an, wie Ihr sagt, nun, was gebt Ihr mir dafür?“

„Die Reliquie war bis vor wenigen Augenblicken

mein Eigenthum, und ich halte sie noch dafür“, sagte Quirinus, „doch ich will Euch 100 Kronen geben, wenn Ihr sie mir wiedergebt“.

„Das ist ein karges Gebot für einen Schatz“, sagte Jener, „Ihr würdet bei 'nem Pastor oder Bischof wohl mehr dafür bekommen können“.

„Gott behüte mich davor, daß ich mit diesem Heiligthum Simonie treiben sollte, die durch die Kirche verurtheilt ist“, erwiderte Talesius mit Abscheu. „Sagt mir jedoch, was ich Euch geben muß, um wieder zu meinem Eigenthum zu gelangen?“

„Zweihundert Kronen“, war die Antwort.

„Nun gut, Ihr sollt sie haben“, sagte Talesius, indem er verlangend die Hand nach der Reliquie ausstreckte. „Ihr seid doch zufrieden, wenn ich Euch morgen früh das Geld zur Hand stelle?“

Der Wächter schien nicht gesonnen, den gestohlenen Gegenstand vor dem Empfange der versprochenen Summe abzuliefern, doch sein Kamerad sagte: „Gieb's ihm nur; er ist wohl ein durchtriebener Spanier und ein Papist, aber ich habe noch nie gehört, daß er eine Unwahrheit gesprochen“.

Die Wächter verließen nun das Zimmer, die Bewohner inmitten der Verwüstung, die sie in wenigen Augenblicken angerichtet, zurücklassend.

Talesius sank in die Kniee nieder und drückte das heilige Kleinod in freudiger Aufwallung an sein Herz, indem er rief: „O crux, ave, spes unica! O Kreuz meines Erlösers, meine einzige Hoffnung, ich durste Dich

retten aus den Händen der Gottlosen, die Dich einer Handvoll Goldes zum Opfer bringen, sowie sie auch ihrer Seele Seligkeit dem Mammon preisgeben. Sie haben die Krippe, die wir zum Andenken an Deine Geburt errichtet, zertreten; sie haben das Kreuzifix in Stücke geworfen; dies waren nur Abbildungen Deiner Geburt und Deines Leidens, aber dieses kostbare Ueberbleibsel habe ich ihren Händen entrissen und es wird fortan auf meinem Herzen ruhen als eine Erinnerung, daß all' unser Leiden dem Deinigen nie zur Seite gestellt werden kann, und daß wir jeden Augenblick bereit sein müssen, für Dich unser Leben zu opfern, wie Du das Deine für uns hingegeben".

So mußte man im Jahre 1572 in der Wohnung des Alt-Bürgermeisters von Haarlem die Christnacht feiern! Wer denkt hier nicht an die ersten Christen, die in den Katakomben so oft von den Heiden überfallen wurden, wenn sie dort versammelt waren beim Liebesmahl, wobei die Engel dienend gegenwärtig sind?

Die Gefangenhaltung von Roosvelt und Quirinus war hauptsächlich das Werk von Peter Riez, der ihnen den Untergang geschworen hatte. Riez war von Marnix an die Spitze der bürgerlichen Behörde gestellt worden, ob schon er eigentlich gar keine Macht besaß, ebenso wenig als irgend ein anderes Mitglied der Regierung oder des Rathes, da die Militär-Gewalt Ripperda's Alles beherrschte. Dies hinderte jedoch nicht, daß Riez seine persönlichen Interessen und Absichten nicht aus dem Auge verlor und soviel möglich zu befördern suchte. Am Tage nach der Abreise des Herrn van Marnix aus Haarlem, die am

Neujahrstage stattfand, sandte er einen Boten zu Hugo van Dorde, mit der Bitte an diesen, im Laufe des Morgens auf dem Rathhause zu erscheinen.

Man kann sich leicht denken, daß diese Botschaft der Wittve großen Schrecken einjagte. Alle die Angst, die sie noch vor Kurzem hatte ausstehen müssen, war noch zu frisch in ihrem Gedächtniß, als daß sie nicht auf's Neue für die Freiheit ihres Sohnes gefürchtet hätte. Hugo war gleichfalls unruhig, denn er sah voraus, daß eine persönliche Begegnung mit Kiez, den er verabscheute, all' seine Vorsätze, seine Rachelust zu bezähmen, leicht zu Schanden machen könnte.

„Sollte man Dich abermals mir entreißen wollen, Hugo?“ frug sie mit zitternder Stimme.

„Gott gebe, daß dies nicht der Fall sei!“ gab Hugo zur Antwort. „Doch wir wollen uns nicht grade das Schlimmste denken, denn wenn Kiez es auf meine Freiheit abgesehen, so braucht er dazu jetzt keiner Umwege mehr“.

„Ich hoffe, daß Du Dich nicht täuschest“, erwiderte die alte Frau, „aber, offen gestanden, beunruhige ich mich gleichsehr über die Freimüthigkeit, womit Du zu handeln pflegst, als über die Tücke des niederträchtigen Bierbrauers. Du verabscheuest ihn, das weiß ich, und das macht Dich mir lieber, aber ich weiß auch, daß Du noch nicht gelernt hast, Deine Gefühle zu beherrschen“.

„Du urtheilst sehr richtig, Mutter!“ sagte Hugo, „mein Blut kocht jetzt schon bei dem Gedanken, daß ich dem Schurken begegnen soll, dem ich bis jetzt soviel möglich aus dem Wege gegangen bin“.

„Aber, lieber Hugo!“ bat die alte Frau flehend, „zeige diesmal, daß die Liebe für Deine Mutter größer ist, als der Haß, den Du gegen Riez im Herzen trägst. Ich bitte Dich um des Himmels willen, keinen Augenblick zu vergessen, daß Du nicht nur Dich selber, sondern auch mich rettungslos in's Verderben stürzest. Ich fühle keine Kraft mehr, noch einmal das Ueberstandene zu erleben und Du wirst Deiner Mutter doch nicht den Tod zufügen wollen?“

„Wenn man Nichts von mir verlangt, was mit meiner Pflicht im Streit ist, verspreche ich Dir, so ruhig und nachgiebig zu bleiben, wie ich es nur eben kann, Mutter!“ antwortete Hugo, indem er sich gleich darauf zum Rathhause begab.

Riez saß vor einem großen Tische, der voller Papiere lag. Als Hugo eintrat, sah er eben auf und fuhr dann, ohne zu grüßen oder ein Wort zu sagen, zu schreiben fort. Endlich stand er auf, gab sich Mühe, eine wichtige Miene anzunehmen, was ihm jedoch wie gewöhnlich mißlang und sagte dann in herablassender Weise: „Ihr mögt dort Platz nehmen, van Dorde!“

Hugo setzte sich schweigend auf den ihm angewiesenen Stuhl.

„Ich werde Euch mit wenigen Worten den Grund angeben, warum ich Euch hieher rufen ließ“, fuhr der neue Bürgermeister fort, „unser Einvernehmen hat in der letzten Zeit viel zu wünschen übrig gelassen; doch die Noth, worin unsere Stadt und das ganze Vaterland sich befindet, erfordert, daß jeder Bürger seine persönlichen

Fehden dem Gemeinwohl zum Opfer bringt. Wenn ich Euch als Bürgermeister darin mit gutem Beispiel vorangehe, werdet Ihr Euch dieser Pflicht wohl nicht entziehen wollen“.

Hugo entgegnete Nichts auf diese Worte.

„Ich will mehr thun“, fuhr Ries fort. „Ich biete Euch die Freundeshand und meine Gunst an, wenn Ihr mitwirken wollt an den Plänen, die von mir und den übrigen Regierungsmännern zum Wohle unserer Stadt anberaamt sind“.

Hugo verharrte bei seinem Stillschweigen.

„Seit der Zeit unseres ersten Zusammentreffens“, so begann Ries von Neuem, nachdem er einige Augenblicke auf eine Antwort gewartet zu haben schien, „haben sich wichtige Ereignisse zugetragen. Ihr scheint früher Bedenken über das Gesetzliche oder Unrechtmäßige unserer Stellung zu hegen; die werden jetzt wohl weggefallen sein, denn der Prinz von Dranien selber, unser Herr, hat mich an die Spitze der Behörde gestellt und man müßte ein Spanier oder ein Vaterlandsverräther sein, wenn man die Gesetzlichkeit meiner Stellung in Zweifel ziehen wollte. Seid Ihr nicht auch dieser Meinung?“

„Habt Ihr mich nicht verstanden“, ließ Ries ziemlich barsch darauf folgen, als Hugo noch immer die Antwort schuldig blieb.

„Es ist gewiß eine der ersten Pflichten eines Bürgers, seiner rechtmäßigen Obrigkeit zu gehorchen“, sagte Hugo einigermaßen zögernd.

Ries biß sich die Lippen, wußte jedoch seinen Unmuth

zu verbergen. „Es ist auch nicht weniger pflichtgemäß“, fügte er hinzu, „daß jeder Bürger unter den gegenwärtigen Umständen der Vertheidigung unserer Stadt, die von einer gewaltigen Uebermacht bedroht wird, seine Kräfte widmet. Jeder, der Waffen tragen kann, muß mitwirken, um Aller Freiheit und Leben zu vertheidigen und ich muß mich wundern, daß Ihr, der Sohn eines Freiheits-Märtyrers, nicht zu Jenen gehört, die sich freiwillig unter das Banner des tapfern Ripperda schaarten“.

Hugo gab keine Antwort.

„Einem jungen Manne jedoch, dessen Vater das Vaterland so sehr verpflichtet ist, muß man Etwas durch die Finger sehen, van Dorde“, sagte Ries, indem er, den geringen Eindruck seiner Wichtigthueri bemerkend, einen ganz anderen Ton anschlug. „Ihr werdet wohl einsehen, daß ich augenblicklich einen großen Einfluß besitze, und um Euch zu beweisen, daß ich einen guten Gebrauch davon mache und Alles, was zwischen uns vorgefallen, vergessen will, habe ich Euch bei Ripperda den Hauptmannstitel erbeten, eine Auszeichnung, die nur Wenigen zu Theil wird“.

Es entging Ries nicht, daß diese Worte gar keinen Eindruck auf Hugo machten; um seinen Unwillen zu verbergen, fuhr er mit der Hand über die Stirne und frug dann: „Wann gedenkt Ihr, Euren Posten anzutreten, van Dorde?“

Hugo schien mit sich zu kämpfen; es wurde ihm ersichtlich schwer, ein Wort zu sprechen und mit halb ge-

geschlossenen Lippen frug er: „Sind auch Bedingungen daran geknüpft, Herr Bürgermeister?“

Als er die Worte sprach, begegneten sich Beider Blicke und diese schienen deutlicher zu reden als ihre Worte.

Ries wurde blaß vor Aerger; er sah, daß seine ganze Schlaueit an der Ehrlichkeit des jungen Mannes zu Schanden ward. Hugo hatte ihn schachmatt gesetzt und er mußte nun, er mochte wollen oder nicht, seine Rolle fortspielen; das forderte sein Ehrgefühl.

„Ihr redet von Bedingungen, als wenn wir als Kaufleute einander gegenüber ständen“, sagte er, so ruhig es ihm möglich war, „es ist hier keine Rede von Bedingungen, doch es ist natürlich, daß man von Jemandem, dem eine so ehrenvolle Auszeichnung zu Theil wird, Gegendienste erwartet, die dem ihm anvertrauten Posten entsprechen“.

„Und werden von mir auch besondere Dienste erwartet, Herr Bürgermeister?“ frug Hugo.

„Das könnt' Ihr wohl begreifen“, erwiderte Ries, dessen Unbehaglichkeit immer zunahm, „ich will Euch gleich damit bekannt machen, denn meine Zeit ist beschränkt. Es ist mir bekannt, daß Eure Mutter täglich in das Haus kommt von Talesius“, das Wort wollte ihm nicht über die Lippen und er schlug die Augen nieder, denn Hugo sah ihn an, als wollte er ihn mit seinem Blick durchbohren. — „Es liegt uns Viel daran, zu wissen, was dort im Hause vorgeht; wir wissen von geheimen Unterhandlungen der Bürger mit dem Feinde und

es unterliegt keinem Zweifel, daß der alte Heuchler dabei betheiltigt sein wird“.

Hätte Hugo in diesem Augenblick nicht an seine Mutter gedacht, so würde Kiez wahrscheinlich Worte gehört haben, wie sie ihm bisher noch nie an den Kopf geworfen waren, denn die Lippen des jungen Mannes wurden weiß und seine Stirnadern schwellen gewaltig, doch er hielt an sich und sagte: „Talesius wird ja in seiner Wohnung bewacht!“

„Das ist schon richtig“, antwortete Kiez, „aber er kann sich in seinem Hause nach Belieben bewegen; es kann also genug vorkommen, das den Augen der Wächter entgeht. Glaubt nicht, daß wir von Euch oder von Eurer Mutter Spionendienste verlangen; doch der außergewöhnliche Zustand erheischt außergewöhnliche Maßregeln und ich versichere Euch, daß selbst Marnix von St. Aldegonde sich nicht schämen würde, diesen Auftrag zu erfüllen. Uebrigens ist von Talesius' Schuld oder Unschuld längst keine Rede mehr. Die Thatsache, daß er sich auf Befehl des Prinzen in Hausarrest befindet, ist Beweis genug, daß man begründeten Verdacht gegen ihn hegt und ich will Euch einige Papiere zeigen, die genügen, ihn als Landesverrätther anzuklagen“.

Als Kiez sich erhob und ein Bündel Papiere, das auf dem Tisch lag, öffnen wollte, sagte Hugo kurz entschlossen: „Gebt Euch keine Mühe, Herr Bürgermeister! denn ich werde auf Eure Bedingung doch nicht eingehen“.

„Ihr weigert Euch also, den Rang eines Hauptmanns zu bekleiden?“ frug Kiez mit einer Stimme, die vor verhaltener Wuth bebte.

„Erlaubt mir, daß ich Euch bescheiden meine Meinung sage“, gab der Jüngling zur Antwort. „Ich weiß die Auszeichnung zu schätzen, die mir zugebracht ist, denn ich würde es als eine Ehre ansehen, als Hauptmann in dem Heere zu dienen, das die Spanier aus unserem Lande vertreiben will. Ich bin auch bereit, den mir angebotenen Posten auf das Pünktlichste wahrzunehmen, doch ich kann mich dazu nur unter Einer Bedingung verstehen“.

„Und welche ist die?“ frug Ries eilig.

„Setzt Talesius in Freiheit und besorgt ihm eine Art Freibrief von Ripperda, wodurch es Jedermann verboten wird, ihm an Leib oder Habe zu schaden“.

Ries sprang bei diesen Worten heftig auf. „Wie, Ihr dürft es wagen, Knabe, mich an diesem Ort schamlos zu verhöhnen!“ rief er, schäumend vor Zorn.

„Keineswegs, Bürgermeister!“ sagte Hugo ruhig, „Ihr gebt meinen Worten eine verkehrte Bedeutung“.

„Ich sollte die Hand bieten, jenen elenden Papisten zu befreien, und das wagt Ihr, mir vorzustellen als eine Belohnung für die Auszeichnung, die Euch angeboten wird? Beim Henker! junger Mann, Ihr wagt Viel; Eure Frechheit möchte Euch theuer zu stehen kommen“.

„Erlaubt mir, daß ich mich näher ausspreche, Herr Bürgermeister!“ sagte Hugo im selben ruhigen Tone. „Ich bin Talesius sehr verpflichtet, sowohl meiner Mutter als meiner selbst wegen, und wenn seine politischen und religiösen Ansichten auch mit den meinigen nicht überein kommen, so fühle ich mich doch zur Dankbarkeit gezwungen. Wenn auch Talesius auf freien Füßen ist, so kann er

doch Niemandem schaden, denn er kann so wenig wie irgend ein Anderer die Stadt verlassen; doch wenn man fortfährt, ihn wie einen großen Verbrecher zu bewachen, so wird er früher oder später, wie vor Kurzem Roosvelt, Böswilligen in die Hände fallen, die nicht darnach fragen werden, ob er schuldig oder unschuldig ist; denn es scheint seine Schuld doch noch nicht so ganz klar erwiesen, da man sonst nicht auf Mittel zu sinnen brauchte, seine Handlungen auszukundschaften. Ist er wirklich schuldig, — nun so möge man ihn strafen und strenge strafen. Vom Augenblick an, daß seine persönliche Freiheit und Sicherheit verbürgt ist, werde ich all sein Thun und Lassen beachten und beachten lassen; ich werde täglich in sein Haus kommen und ich schwöre Euch, Herr Bürgermeister, daß ich ihn, wenn ich den geringsten Beweis für das finde, dessen man ihn beschuldigt, persönlich der Behörde überliefern werde; ich habe noch nie mein Wort gebrochen und werde es auch jetzt zu halten wissen“.

Ob schon Ries unwillkürlich den edlen Charakter des jungen Mannes achten mußte, so war dieser Vorschlag doch zu sehr mit seinen wahren Absichten im Streit, als daß er darauf eingegangen wäre. Ries wußte sehr gut, daß man nur durch Lügen dazu gelangen konnte, Talesius als schuldig darzustellen. Er hatte deshalb gehofft, daß van Dorde's Mutter, die er als eine brave und arglose Frau kannte, sich vielleicht bei einem Kreuzverhör zu einigen unbedachten Aeußerungen über die Gespräche würde hinreißen lassen, die bei Talesius über den Prinzen von Dranien und den bestehenden Zustand der Dinge geführt

wurden. Wäre die Frau weniger tugendhaft gewesen, so hätte er von seinem Plane so viel Erfolg nicht erwartet, doch es stand bei ihm fest, daß sie Nichts verschweigen würde, wenn man ihr durch einen Eid ein Bekenntniß abzwänge, das mit einiger Uebertreibung und Verdrehung der Thatfachen Grund genug für eine Beschuldigung wegen Hochverrathes darbieten würde. Durch solche Mittel wurde zu jener Zeit das Leben manches Katholiken in Gefahr gebracht. Hugo's Vorschlag schnitt Kiez den Weg dazu ab.

„Ihr seid jung und unerfahren, van Dorde!“ sprach er in schulmeisterlichem Ton, „Talesius ist viel zu schlau, um sich vor Euch eine Blöße zu geben. Außerdem steht es nicht in meiner Macht, über seine persönliche Freiheit zu verfügen. Nehmt meinen Vorschlag an und Ihr werdet wohl dabei fahren. Ihr erhaltet den Hauptmanns-rang und ich werde bei dem Prinzen von Oranien eine lebenslängliche Pension für Eure Mutter beantragen, aus Dankbarkeit für das, was Euer Vater für das Vaterland gethan. Ihr wißt, daß ich einen großen Einfluß habe; befolgt also meinen Rath und es wird Euch wohl ergehen“.

„Ich kann nie die von Euch gestellte Bedingung annehmen“, sprach Hugo entschlossen.

„Ist das Euer letztes Wort?“ frug Kiez, der wohl sah, daß er mit weiteren Worten und Versprechungen Nichts ausrichten würde.

„Es ist mein letztes Wort, Herr Bürgermeister!“

„Dann muß ich Euch zu meinem Bedauern sagen“, sprach der Verföhrer, „daß ich jetzt einen ganz anderen

Weg einschlagen muß. Ich kann Niemanden zwingen, sein eigenes Wohl im Auge zu behalten, aber als Bürgermeister bin ich verpflichtet, Jeden, der dazu im Stande ist, zu zwingen, an der Vertheidigung dieser Stadt mitzuwirken. Ihr habt den Rang eines Hauptmannes verschmäht; morgen werdet Ihr als Soldat der Abtheilung des Friesen Forus einverleibt werden!“ Der beleidigende und erniedrigende Ton, worin Ries diese Worte sprach, rief bei Hugo ein nervöses Zittern hervor, aber man sah, daß er sich nochmals gewaltsam bezwang.

„Darf ich Euch wohl zu bedenken geben, Herr Bürgermeister!“ sagte er, „daß meine alte Mutter an mir ihre einzige Stütze und Hoffnung hat, und daß ihre geschwächte Gesundheit durch solche erniedrigende Zwangsmaßregel sehr erschüttert werden wird?“

„Das habt Ihr Alles Euch selber zuzuschreiben“, war die Antwort.

„So eben habt Ihr gesprochen von Dankbarkeit für das, was mein Vater für das Vaterland verrichtet hat, Herr Bürgermeister!“ begann Hugo noch Einmal, „ich verlange dafür keine Belohnung an Geld, weder für mich noch für meine Mutter, aber ich bitte, ich beschwöre Euch, meiner Mutter zur Belohnung eine solche Beleidigung zu ersparen“.

„Es kommt mir vor, daß diese Worte Euch mehr aus Feigheit als aus Besorgniß für Eure Mutter eingegeben werden“, sagte Ries höhnißch.

Wenn Hugo auf eine Katter getreten wäre, hätte er nicht mit größerer Bestürzung von seinem Stuhle auf=

springen können, als bei dieser Schmach, welche ihm durch Ries angethan wurde. Sein Angesicht glühte vor Entzündung und seine Augen wurden blutroth. „Nehmt die Worte zurück, Peter Ries!“ rief er, indem er sich unmittelbar vor den Bürgermeister stellte, der erschreckt zurückwich, „oder beim Himmel! sie werden Euch theuer zu stehen kommen! Ich will dem Vaterland dienen, doch nicht unter einem Haufen Gefindels. Beim Sturm vom 21. Dezember bin ich auf den Wällen gewesen, und wenn der Bürgermeister von Haarlem nicht so feige wäre, um sich in Augenblicken der Gefahr in seiner Wohnung einzuschließen, dann hätte er sehen können, wie ich mich mit hundert Anderen einem Kugelregen ausgesetzt habe, um den Feind aus der Stadt zu halten. Ich weiß sehr gut, daß ich mich Eurem Willen nicht widersetzen kann, aber, wenn Ihr Eure Drohung ausführen möchtet, so schwöre ich Euch, daß meine Muskete den Weg nach Eurem Kopfe finden wird. Behaltet dies wohl, Bürgermeister von Haarlem! Ich habe noch nie mein Wort gebrochen“.

Ries erhefte, als er die Augen sah, die auf ihn gerichtet waren, denn es war ihm, als fände er darin sein Todesurtheil geschrieben. Seine Lippen waren krampfhaft geschlossen und nur mit Anstrengung brachte er die Worte hervor: „Van Dorde! ich befürchte, daß Ihr Euer eigenes Verderben sucht“.

„Ich will weder Euer Verderben noch das meinige, Bürgermeister“, antwortete Hugo weniger ungestüm aber in festem Ton, „doch ich meine weder von Euch noch von sonst Jemandem verdient zu haben, daß Ihr mich mit

Spitzbuben und Bagabunden gleich stellt. Gebt mir eine Stelle bei dem Schützencorps dieser Stadt und ich werde meine Pflicht thun“.

„Eurem Wunsche wird entsprochen werden; Ihr könnt gehen, van Dorde!“ sprach Ries, der tief aufathmete, als er sah, daß es sich mit dem jungen Mann besser handeln ließ, als er einen Augenblick befürchtet.

Noch am nämlichen Tage ersuchte Ries Ripperda, daß Hugo van Dorde soviel möglich dem feindlichen Feuer ausgesetzt werden möchte. Er that wie David mit dem Feldherrn Urias; doch die Thränen, die der königliche Prophet über diese Sünde geweint, hat er sich nie zum Beispiel genommen.

* * *

Ripperda hatte nach dem ersten mißlungenen Versuch der Spanier, die Stadt im Sturm zu nehmen, keinen Augenblick gesäumt, die Bertheidigungsmittel so stark wie möglich zu machen. Tag und Nacht wurde an den Schanzen gearbeitet; man brach selbst die Häuser, die in der Nähe der Mauern standen, ab, um eine Brustwehr daraus zu machen. Er verhehlte sich nicht, daß ein zweiter Sturm leicht schlimmere Folgen haben könne, denn Don Frederigo hatte über ein gewaltiges Heer und gute Artillerie zu verfügen, und es war bekannt, daß es seinen Unterbefehlshabern ebenso wenig an Geschick wie seinen Soldaten an Tapferkeit fehlte. Er ließ deshalb einen großen Laufgraben unter dem Kreuzthor anlegen und soviel Pulver hineinschaffen, als er nur entbehren konnte, in der Ueberzeugung, daß diese Mine ihm zu gelegener Zeit gute Dienste erweisen würde.

Der Eifer, der Muth und die Unererschrockenheit, die von den Belagerten, sowohl von den Bürgern als den Soldaten an den Tag gelegt wurden, waren sehr groß, und dem ist es denn auch allein zuzuschreiben, daß man die Belagerung Haarlem's als eine Waffenthat fast ohne Gleichen rühmen darf. Die Verzweiflung gab der Besatzung Riesenträfte, da Niemand daran zweifelte, daß man nach Allem was vorgefallen, keine Gnade von Don Frederigo zu erwarten habe. Der Muth wurde noch bestärkt durch die Hoffnung, daß der Prinz von Dranien die zu wiederholten Malen versprochene Hülfe senden würde.

Beim ersten Sturm hatten sogar Frauen sich an der Vertheidigung theiligt. Dies brachte die bekannte Renau Hasselaar³⁾, eine 40jährige Wittwe, auf den Gedanken, ein Frauencorps zu bilden, worüber sie den Befehl führen wollte. Dies gelang ihr und alsbald sah man in Haarlem eine Schaar von 300 Frauen, worunter die Tochter des Bürgermeisters Riez und mehre andere Mädchen aus den besseren Ständen sich befanden, die gewöhnlichen militärischen Uebungen abhalten.

Es war indeß zu befürchten, daß man auch innerhalb der Stadt bald einen Feind zu bekämpfen haben würde. Haarlem hatte durch die große Garnison fast doppelt so viel Einwohner erhalten, und da die Zufuhr so gut wie ganz abgeschnitten war und es den Geusen nur einzelne Male gelang, mit Schlitten über das Eis Lebensmittel in die Stadt zu bringen, so konnte man es an den Fingern abzählen, daß in Bälde der Hunger vor der Thüre stehen würde. Dieser Feind war nicht weniger

schrecklich als der Spanier. Dies wurde denn auch dem Prinzen von Oranien von muthigen Männern berichtet, die ihr Leben daran wagten, um zu ihm zu gelangen. Die Folge hiervon war, daß am 11. Januar wirklich ein neuer Versuch zur Befreiung der Stadt gemacht wurde. Unter Anführung des Barons van Batenberg waren 2000 auserlesene Soldaten bei Sassenheim aufgestellt worden; sie hatten Säcke mit Korn und Fässer mit Pulver bei sich. Es herrschte in Haarlem eine große Spannung, denn von dem Gelingen dieses Unternehmens hing sehr viel ab. Als es spät am Abend war, zündete man auf den Thürmen Feuer an, damit die Bundesgenossen den Weg nicht verfehlen möchten; doch der abgesprochene Zeitpunkt war schon da, und noch konnte das geübteste Ohr Nichts vernehmen, das die Annäherung der Befreier andeutete. Endlich, als die Zeit schon lange vorbei war, hörte man von einer ganz anderen Seite als man erwartet, plötzlich Waffengeklirr und einen großen Lärm. Was man fürchtete, war geschehen. Durch den dichten Nebel, wodurch das Feuer der Thürme nicht hindurchdringen konnte, beirrt, waren die 2000 Soldaten vom rechten Wege abgekommen und den Spaniern in die Hände gefallen, die sie mit großem Verlust zurückwarfen. Man wollte in der Stadt noch einen Versuch machen, den Freunden zu Hülfe zu kommen, doch es war zu spät; jene waren schon in die Flucht getrieben und die Spanier hatten die ganze Zufuhr erbeutet.

Es war fürchterlich anzuhören, wie der herausfordernde Jubel und Lärm der spanischen Soldaten sich mit den

Flüchen der Soldaten, welche die Mauern besetzten, vermischte. Dies nahm noch zu, als die Spanier plötzlich einen Kopf über die Mauer hinüberwarfen, woran ein Zettel befestigt war mit den Worten: „Dies ist der Kopf von Philipp de Koning, der die Befreiung versucht hat“.

Diese gräßliche That verdient gewiß gerechten Tadel, doch man muß nicht vergessen, daß die Belagerten dazu Veranlassung gaben. In der Nacht vorher war ein deutscher Söldner vom spanischen Heer, ebenfalls durch den Nebel getäuscht, an das Spaarnwouderthor gekommen. Seine Frage, ob er nicht in Amsterdam sei, wurde bejaht. Sobald der Unglückliche sich jedoch in die Stadt wagte, wurde er ergriffen und am nächsten Morgen Angesichts des spanischen Heeres aufgehängt.

Als sich die Nachricht in der Stadt verbreitete, daß die Spanier den bekannten Hauptmann de Koning ermordet und seinen Kopf zum Spott über die Mauer geworfen hatten, erhob sich ein lauter Wuthschrei unter den Soldaten, die doch schon in großer Erregung waren. In hellen Haufen liefen sie durch die Straßen, schwörend, Alle ermorden zu wollen, die verdächtig waren, je mit den Feinden in Unterhandlung gestanden zu haben. Es war ein Augenblick der größten Todesangst für Alle, die bei den revolutionären Banden nicht gut angeschrieben waren; es war glücklicherweise stockfinster in den Straßen, denn obschon die Scene dadurch wohl schrecklicher wurde, so hatte Mancher doch diesem Umstande sein Leben zu verdanken. Es waren besonders die fremden Soldaten, die diese gräßlichen Mordruse anstimmten, aber die Dunkelheit

ließ sie die Wohnungen von Roosevelt, Talesius und mehren Anderen, auf die sie es hauptsächlich abgesehen, nicht finden. Der abscheuliche Bilderstürmer, den wir unter dem Namen Houtebeen kennen, gab bei diesem Tumult den Ton an. Er hatte die Haupthähne um sich versammelt und wollte ihnen grade den Weg zur Damsstraße und zu Talesius' Wohnung zeigen, als er plötzlich stehen blieb.

„Halt, Kameraden!“ rief er, „es fällt mir da etwas Gutes ein. Habt Ihr Muth, in das Gefängniß in der Zylstraße einzubrechen, dann werde ich Euch ein herrliches Mittel an die Hand geben, den Spaniern ihre Unthat mit Wucher zu bezahlen“.

„Ihr könnt mit uns thun, was Ihr wollt“, war die Antwort.

„So mögen ein Paar von Euch zur Brauerei des Bürgermeisters gehen, um ein großes Faß zu holen; sagt nur, daß es für mich ist. Einige Anderen müssen für Holz sorgen, um einen Galgen für zehn Personen zurecht zu machen, und auch für die nöthigen Fackeln, denn wir müssen sehen, was wir thun. Sorgt aber dafür, daß Ihr in Einer Stunde mit allem Nothwendigen am Kreuzthore seid; habt Ihr mich verstanden?“

„Vollkommen!“

„Also vorwärts!“ rief Houtebeen, mit den Uebrigen den Weg zur Zylstraße einschlagend.

Als der Kerkermeister die Schlüssel nicht herausgeben wollte, zertrümmerte der wüste Haufen in wenigen Minuten die Thüren mit den Gewehrkolben und stürmte hinein.

Es befanden sich außer spanischen Soldaten auch verschiedene Bürger im Gefängniß, die zum größten Theile ihrer Freiheit beraubt waren, weil sie sich ungünstig über Ripperda's Militär-Vergewaltigung und das Mißachten ihrer Rechte ausgelassen hatten. Man kann sich vorstellen, welch' ein Schrecken sich jener Unglücklichen bemächtigte, als sie sich plötzlich von den Wüßlingen bedroht sahen, deren Blicke Rache und Blutdurst schnaubten.

„Hier haben wir Auswahl genug“, rief Houtebeen, „hat Jemand Stricke bei sich, denn die Papisten sind glatt wie Aale, sie glitschen Einem aus der Hand, ehe man dran denkt“.

„Wie Viele müssen wir haben, Hauptmann?“ frug Einer aus dem Haufen.

„Zehn . . . nein elf“, antwortete Houtebeen, indem er in ein lautes Lachen ausbrach, das den Gefangenen durch Mark und Bein ging.

„Was habt Ihr mit uns vor?“ frugen die Unglücklichen, in Todesangst die Hände ringend.

„Wir wollen Euch zum Trocknen aufhängen, denn Ihr habt es hier lang genug feucht gehabt“, höhnte der scheußliche Frieße, von dem lauten Beifallsgelächter seiner Kameraden begleitet.

Ein Schrei des Entsetzens stieg unter den Gefangenen auf, die wohl sahen, daß ihre letzte Stunde gekommen.

„Maul halten, feiges Gesindel!“ rief Einer der Soldaten, indem er einem Gefangenen, der sich in seiner Angst auf die Kniee geworfen hatte, einen Fußtritt gab.

„Laßt es gut sein!“ sagte Houtebeen, den Soldaten zurückhaltend. „Ihr müßt es machen wie mein Vater; der sagte immer, wenn er Hühner schlachtete: Laßt sie nur noch einmal gackeln!“

Unter dergleichen abscheulichen Worten wurden eilf der Gefangenen an einander gebunden und so aus dem Gefängniß bis zur Festungsmauer mitgeschleppt. Man stand dort schon mit den Fackeln und dem Faß in Bereitschaft und die Soldaten waren beschäftigt, zwei Löcher in die Erde zu graben für die Pfähle, die als Galgen dienen sollten. Als sie damit fertig waren, wurde ein dritter Pfahl quer darüber gelegt und mit Stricken gut festgebunden.

„Sorgt, daß Raum genug ist!“ rief Houtebeen, „denn es ist noch Ein Liebhaber hinzugekommen“.

„Es gehen viele geduldige Schafe in einen Stall, Hauptmann!“ rief Einer der Soldaten.

Bei diesem grauenenerregenden Scherz erhoben die Teufel in Menschengestalt ein lautes Gelächter.

Die Gefangenen lagen inzwischen knieend am Boden, um von Gott Verzeihung ihrer Sünden und einen seligen Tod zu erflehen. Was muß in der Seele jener Armen vorgegangen sein! Einige unter ihnen hatten vielleicht ihre Verwandten in der Nähe des Ortes, wo die Greuelthat verübt wurde; der Vater dachte an seine Frau und seine Kinder, der Sohn an seine Eltern, die vielleicht gar keine Kunde hatten, wo sie geblieben. Und dann so sterben zu müssen, wie ein Verbrecher am Galgen, ohne die Tröstungen der Religion, ohne den Segen eines Priesters.

Ehe eine halbe Stunde vergangen war, hingen Alle nebeneinander am nämlichen Galgen.

„Wenn sich jetzt das Auge in dem Anblick jener lieblichen Stadt erfreut“, sagt Dr. Nuyens, „die wie eine Blumenkönigin, anmuthig und stolz inmitten der hunderttausende ihrer reich geschmückten Lieblinge thront, kann man sich kaum vorstellen, was vor 300 Jahren dort zu sehen war. Da sah man in einer düsteren, nebligen und stürmischen Winternacht, auf den jetzt geschleiften Wällen der nämlichen Stadt, beim schwankenden Fackellicht, das wegen der Dienste, die es leisten mußte, schamroth zu werden schien, eine wüste Horde, die Flüche und Verwünschungen ausstieß“.

Mag man die Belagerung Haarlem's auch eine glänzende Waffenthat nennen, die Lorbeeren, die dabei gepflückt worden, sind mit soviel unschuldigem Blute besleckt, daß man viel eher mit Schauern als mit Stolz daran denken muß.

Man konnte im spanischen Heer sehr gut die Greuelthat wahrnehmen und die Flüche und Verwünschungen, die dabei laut wurden, fanden Wiederhall auf dem Eisfelde, das sich vor den Mauern der Stadt erstreckte. Was mußte Haarlem nicht befürchten von der Rache, die in jener unseligen Nacht von den nicht minder wüsten spanischen Soldaten der Stadt geschworen wurde!

Die abscheuliche That war kaum begangen, als Houtebeen, den die Dual der Unglücklichen sehr zu belustigen schien, mit lauter Stimme rief: „Nun denn, Kameraden! wir haben noch mehr zu thun; habt Ihr Alles bei der Hand?“

„Eins fehlt noch, Hauptmann!“ sagte ein Soldat, der auf dem Faß saß.

„Was denn?“

„Salz!“ antwortete der Soldat.

Man sah ein teuflisches Lächeln die Züge des Friesen verzerren.

„Das thut Nichts“, sagte er, „sie werden da wohl spanischen Pfeffer dran thun“.

Wiederum begleitete ein gräßliches Gelächter diese Worte.

„Der Erste wird wohl nicht Viel mehr zu erzählen haben“, begann Houtebeen von Neuem, „wir können mit ihm also den Anfang machen“.

Auf seinen Befehl wurde die Leiche des zuerst Gehenkten von dem Galgen abgeschnitten. Die Anderen folgten nach der Reihe und nachdem man sie auf einen Haufen geworfen, wurden Allen die Köpfe abgeschlagen und in das Faß geworfen, das darauf zugemacht wurde.

Als diese unmenschliche That geschehen war, rollten einige Soldaten das Faß unter dem lauten Beifallsjubel ihrer Kameraden zu den Verschanzungen des Feindes.

Auf das Faß war ein Papier geklebt mit den Worten: „Zehn dieser Köpfe sind zur Bezahlung des zehnten Pfennigs und der eilfte, damit Alba nicht über schlechte Bezahlung zu klagen habe“.

Diese schreckliche That wurde zu Haarlem verübt in der Nacht des 11. Januar 1573, durch die Bande des Friesen Foxus, wobei der Bürgermeister Riez Hugo van Dorde einverleiben wollte.

Ripperda, der von dem Prinzen von Oranien „edele, eerbare, liebe, byzondere“ genannt wurde, that Nichts, um sie zu verhindern oder zu bestrafen.

* * *

Diese niederträchtige Grausamkeit und der den Spaniern zugefügte Hohn wurde durch einen zweiten Sturm beantwortet, der am 31. Januar stattfand. Kaum hatte am Morgen jenes Tages das erste Dämmerlicht die nächtlichen Schatten verscheucht, als ein Theil des spanischen Heeres in einer breiten Schlachtlinie der Festung sich näherte. Die Trommeln wurden überall gerührt und das Schmettern der Trompeten wiederhallte wie eine furchtbare Drohung über das beschneite Feld. Dieser Aufruf zum Kampf wurde unmittelbar darauf von den Thürmen und Wällen der bedrohten Stadt erwidert. Ripperda scharte auf dem Marktplatz seine Soldaten um sich her und spornte sie an, nicht an die Uebermacht der Spanier zu denken, sondern nur an das, was ihrer harrte, wenn die Stadt in die Hände des Feindes fiel. Er hätte beschlossen, so sagte er, zu siegen oder zu sterben, und wenn Alle so dächten, dürfe man des Ersteren gewiß sein. Ein ohrbetäubender Jubel folgte diesen Worten und drang zu den Spaniern hinüber, zum Zeichen, daß man sie furchtlos erwarte. Ripperda befahl auch noch, große mit Wasser gefüllte Fässer in die Straßen zu schaffen, und deren hatte Haarlem wegen der vielen Brauereien einen großen Vorrath. Indem man diesem Befehle nachkam, ertheilte er den verschiedenen Hauptleuten einige nähere Weisungen, und zog dann mit der Besatzung, dem bewaffneten

Bürgereschützencorps und der von Renau Hasselaar angeführten Frauenschaar zu den Wällen.

Das spanische Heer, das sich langsam auf dem beschneiten Felde fortbewegte, glich einer fürchterlichen Wetterwolke, die im Luftraum schwebt und eine Stelle zu suchen scheint, um die vernichtenden Kräfte auszuspeien, welche sie in ihrem Schooße birgt. Man sah eine Anzahl Bierzig- und Fünzigpfünder und Geschütze, unter dem Namen „Feldschlangen“ bekannt, in den Reihen; daß ein Sturm gewagt werden sollte, unterlag keinem Zweifel, denn die Soldaten trugen Helme und Schilde und führten Leitern und andere Dinge mit sich, die beim Erstiegen der Wälle gebraucht werden mußten. Die Heeresmacht, womit Don Frederigo die Stadt bestürmen wollte, war viel größer als die beim ersten Angriff verwendete, denn es sollte diesmal nicht nur am Kreuzthor, sondern auch am St. Johannesthor vorgegangen werden.

Die Feindseligkeiten wurden eröffnet durch ein gleichzeitiges Losbrennen von 14 Fünzigpfündern gegen die Verschanzung am Kreuzthor. Die dadurch verursachte Erschütterung war so groß, daß Haarlem in seinen Grundfesten zu erzittern schien und die Einwohner mit Grausen und Entsetzen erfüllt wurden. Auf dieses Feuer folgte ein lautes Jauchzen der Belagerer, das von einem wilden Geschrei der Haarlemers beantwortet wurde. Der Ton, den die menschlichen Kehlen von sich gaben, klang noch viel gräßlicher, viel drohender, als der Donner der metallenen Schlünde. Mit kurzen Pausen wurden nun die Geschütze abgefeuert, und aus den Wällen große

Stücke herausgerissen. Die Belagerten wendeten mit der größten Unerforschtheit Alles auf, den Schaden wiederherzustellen, doch mit geringem Erfolg, denn der Kanonendonner tobte, besonders am Kreuzthor, ununterbrochen fort und mit jeder Minute wurde es deutlicher, daß die Verschanzung nicht lange mehr Widerstand würde bieten können.

Es war kaum eine Stunde seit der Eröffnung des Feuers vergangen, als sich im spanischen Heere schon ein lauter Jubel vernehmen ließ. Die Kanonen hatten eine große Bresche geschossen.

„Vorwärts, Leute!“ schallte es am Fuß der Mauern und nun stürmten die Soldaten mit Leitern, Brettern und Haken nach der Verschanzung. Doch da stand eine auserlesene Schaar, von Ripperda selbst angeführt. Es waren meist Hakenschilden und Wallonen, denen sich Einige der unerforschtesten Bürger zugesellt hatten; unter Letzteren befand sich auch Hugo van Dorde, der nicht auf den Befehl Ripperda's gewartet hatte, sich im ersten Gliede aufzustellen. Die Meisten hatten außer der Muskete noch eine Art, die sie am Gürtel trugen. Die spanischen Soldaten pflanzten mit der ihnen eigenen Kaltblütigkeit die Leitern gegen die übel zugerichtete Verschanzung und begannen, den Wall zu erklimmen. Wer einmal einen Fuß auf die Leiter gesetzt hatte, konnte an keine Umkehr mehr denken, denn der eine Soldat trieb den anderen fort und es schien zuletzt, als wenn die Leitern ganz aus lebenden Personen zusammengestellt wären. Da begann das Blutbad, das die Sonne dieses Tages

bescheinen sollte. Sobald sich die Köpfe der spanischen Soldaten, wenn auch durch Helm und Schild gedeckt, auf dem Wall zeigten, brannten die Musketen los, und die Siegesrufe der Spanier vermischten sich mit dem Weheruf der Unglücklichen, die tödtlich getroffen von der Leiter auf das Eis zu Füßen der Mauer niederstürzten. Einige schleppten im Falle den nachfolgenden Kameraden mit; Andere blieben zwischen den Sprossen hängen und mußten von ihren Freunden zur Selbsterhaltung heruntergestürzt werden, wo sie einen unvermeidlichen Tod fanden. Man hörte unaufhörlich den Ruf: „España! España! la victoria ô la muerte!“ den die Hafenschützen mit den ausgesuchtesten Fliesen beantworteten.

Dies dauerte eine geraume Weile fort, ohne daß die Belagerer einen Fußbreit Erde gewinnen konnten. Der Befehlshaber der spanischen Truppen wurde wüthend, als er seine tapferen Soldaten fruchtlos dem Tode hingeopfert sah. Er entbot neue Truppen, viel zahlreicher als die ersten. Man sah nun die Spanier in dichten Schaaren heranrücken; der mißlungene Anfall und das Wimmern der Verwundeten, die sterbend unten auf dem Eise lagen, schienen ihren Muth nur anzufeuern. Die Leitern wurden fast unmittelbar nebeneinander gestellt und abermals mit dem Ruf: „España! la victoria ô la muerte!“ erstiegen, doch wiederum waren auch die Belagerten, die nur geringe Verluste erlitten hatten, auf ihrem Posten. Sie warteten nun nicht mehr, bis die Spanier sich oben an den Wällen zeigten, sondern setzten sich mit Todesverachtung dem feindlichen Feuer aus und brannten ihre

Musketen auf die Angreifer ab. Einige warfen große Steine und noch andere schwere Gegenstände hinunter, während die Frauen Kessel mit siedendem Del und brennendem Pech, ja selbst Töpfe mit glühenden Kohlen herbeischleppten und auf die Belagerer hinabwarfen.

Doch die Uebermacht und Tapferkeit der Spanier waren zu groß, als daß der ungleiche Kampf lange hätte dauern können. Wohl lagen die Spanier schon haufenweise todt und verwundet unten an der Mauer, doch die Zahl der Stürmenden wuchs mit jeder Minute und es gelang ihnen endlich, an verschiedenen Punkten zugleich die Mauer zu ersteigen. Während Sieges- und Verzweiflungsrufe die Luft erfüllten, begann jetzt ein gräßlicher Kampf. Die Musketen wurden fortgeworfen; die Spanier und Wallonen zogen ihre Schwerter und die Bürger holten die Art aus dem Gürtel hervor. Es war ein Streit Mann gegen Mann auf Leben und Tod. Hugo van Dorde, der keinen Augenblick von seinem Posten gewichen war, focht mit einer Tapferkeit, welche die Uebrigen und besonders Ripperda mit Staunen erfüllte. Sein Auge funkelte vor Heldenmuth und man sah ihm jetzt an, daß er die Vertreibung des Spaniers als die Rettung seines Vaterlandes betrachtete. Er hatte sein Schwert fortgeworfen und die schwere Art eines Gefallenen ergriffen und jeder Streich, den er führte, brachte den Tod. Doch mit jedem Augenblicke wurde die Lage der Belagerten mißlicher, denn nun strömten die Spanier, in dem Maaße als sie Boden gewannen, in immer größerer Zahl auf die Verschanzung. Mitten im Jubel

der spanischen Soldaten hörte man Ripperda's tiefe Stimme, die langsam fechtend zu weichen befahl.

Die Wuth, womit man auf beiden Seiten kämpfte, war jedoch Ursache, daß man diesem Befehl nur sehr mangelhaft nachkommen konnte. Die Folge davon war, daß einige Soldaten der Besatzung, worunter auch Hugo van Dorde sich befand, plötzlich mitten zwischen die Spanier geriethen. Der Wunsch des Bürgermeisters Ries schien erfüllt zu werden, denn Hugo's Angesicht war ganz mit Blut überlaufen in Folge einer Wunde, die er am Kopf erhalten. Er kämpfte jedoch noch immer eben unerschrocken und unermüdet weiter, obgleich sich ihm nur die Aussicht gewissen Unterganges darbot. Ripperda, dem Nichts entging, wußte solchen Heldenmuth zu schätzen; er entsandte sofort einige fünfzig Schotten mit dem Auftrag, Hugo und die anderen von den Spaniern Eingeschlossenen wo möglich zu befreien. Außer Hugo waren nur noch sechs da, die den Kampf ausgehalten hatten, bis es den Schotten gelang, sie zu erreichen. Das Gefecht wurde noch einige Augenblicke unter fortwährendem Vordringen der Spanier, die immer noch neue Truppen auf die Mauern nachschoben, fortgesetzt, als Ripperda plötzlich zum Abzug blasen ließ. Die Spanier erhoben ein Siegesgeschrei und verfolgten die Fliehenden. Sie glaubten, des Sieges gewiß zu sein, denn die Vordersten waren schon in der Stadt und auf den Wällen zählte man Hunderte, die einander fortdrängten, um gleichfalls in die Stadt zu gelangen.

Doch nun ereignete sich etwas Gräßliches.

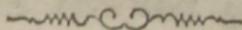
Innerhalb des Thores stand schon seit langer Zeit ein Mann mit einer brennenden Lunte, der das Auge unverwandt auf den Hauptmann gerichtet hielt. Sobald Ripperda sah, daß keiner seiner Leute mehr auf der Verschanzung war und die Spanier in die Stadt eindringen, sah er nach dem Mann mit der Lunte und hielt sein Schwert empor. Im nämlichen Moment hörte man einen dumpfen Knall, der den Boden erzittern machte, als wenn ein Erdbeben stattfände. Die Mine am Kreuzthor war gesprungen. Inmitten einer gewaltigen Erdmasse und Steinklumpen sah man wie die tapferen spanischen Soldaten hoch in die Lüfte geschleudert wurden. Von den vielen Hunderten, die sich auf der Verschanzung befanden, blieb kein Einziger am Leben; sie starben mit dem Siegesruf auf den Lippen und auch von den Bürgern und Soldaten der Besatzung wurden Viele durch die Steine, welche von allen Seiten niederfielen, verwundet.

Ripperda hatte mit der Explosion so lange geögert, als er konnte, um die Vernichtung unter den Feinden um so größer zu machen. Das war ihm gänzlich gelungen. Das furchtbare Ereigniß machte einen solchen Eindruck auf die Belagerer, sowohl auf Anführer als Soldaten, daß der Sturm sofort eingestellt wurde. Sie mußten grad wie das erste Mal, doch mit viel größerem Verlust zurückgehen.

Haarlem hatte also den zweiten Sturm muthig überstanden und gewiß hätte Don Frederigo in Anbetracht des strengen Winters und der großen Sterblichkeit unter seinen Soldaten die Belagerung aufgehoben, wenn

sein Vater ihn nicht zur Fortsetzung derselben gezwungen hätte.

Als am Abend jenes denkwürdigen Tages die Obrigkeit der Stadt im Rathhause versammelt war, um dem Befehlshaber ihren Dank abzustatten, sagte Ripperda mit ziemlich scharfer Betonung zu Peter Ries: „Ihr habt Euch in dem jungen van Dorde getäuscht, Bürgermeister! ich habe heute an Tapferkeit nicht seines Gleichen gesehen; ich hoffe, daß Ihr dies mit mir zu schätzen wissen werdet“.



IV.

Wir haben im vorigen Kapitel ein kleines Bild von den fürchterlichen Scenen, die bei der Belagerung Haarlems vorkamen, darzustellen versucht. Dabei werden wir es indessen bewenden lassen müssen, denn wir haben es uns zur Aufgabe gestellt, Passionsblumen im Kennemerland zu pflücken und müssen das Sammeln der Lorbeeren Anderen überlassen, die weniger darauf sehen, ob das Grün wohl unbesudelt geblieben. Es ist unstreitig wahr, daß die Vertheidigung Haarlems eine der glänzendsten Waffenthaten, deren die Geschichte erwähnt, genannt werden darf, doch die größten Schändlichkeiten gingen damit Hand in Hand. Auch Seeräuber und Banditen legen oft große Unerforschlichkeit an den Tag, doch wer mag mit Jenen sympathisiren? Wir stimmen vollkommen mit Dr. Nuyens überein, der in seinem ausgezeichneten Geschichtswerke über die niederländischen Unruhen des 16. Jahrhunderts von der Belagerung Haarlems u. A. sagt: „Wäre jener schreckliche Religions- und Bürgerkrieg (denn das und nichts Anderes war er) nicht beiderseits durch so viele Greuel und Treulosigkeiten besudelt worden, so hätte er die ruhmreichsten und zugleich die ehrenvollsten Blätter unserer Geschichtsbücher eingenommen; wären die Früchte der Tapferkeit und der Ausdauer der Vorfahren nicht durch eine un-

duldſame und verfolgungsflüchtige Minderheit gegen die eigenen Mitbürger mißbraucht worden, die Anfangs gleich unverzagt gegen den „Spanier“ kämpften, — die Erinnerung daran wäre ganz und gar eine Nationalſache geblieben“.

Wir wollen alſo jetzt unſere Geſchichte fortſetzen und die Tagesereigniſſe nur inſofern berühren, als ſie zum beſſeren Verſtändniß nothwendig ſind.

Nach dem abgeſchlagenen Sturm vom 31. Januar hatten die Bertheidiger der Stadt ſich unmittelbar an's Werk gegeben, um hinter dem zerſtörten Theile der Feſtung einen neuen Wall zu errichten. Tag und Nacht wurde daran gearbeitet von Männern und Frauen, Armen und Reichen, denn Jeder fürchtete jetzt, daß Don Frederigo kein lebendiges Weſen ſchonem würde, wenn es ihm gelänge, ſich der Stadt zu bemächtigen. Zu der fortwährenden Furcht vor dem gewaltigen Heere, das die Stadt einſchloß und das noch Verſtärkung erhalten hatte, geſellte ſich nun ein ſolcher Mangel an Lebensmitteln, daß eine Hungersnoth unvermeidlich ward. So lange das Waſſer mit einer Eisdecke überzogen war, wußten die Belagerten, da ſie die Schanzen am Haarlemer Meer beſetzt hielten, oft in Schlitten — einmal waren es deren ſogar 170 — Lebensmittel und Munitio궛 in die Stadt hinein zu bringen; doch als Thauwetter eingetreten war, hielten die Spanier ein ſcharfes Auge auf die Schiffe. Mit jedem Tage ſtieg das Brod im Preiſe, denn Ripperda wollte, daß die Soldaten reichliche Nahrung erhielten, da er wohl einfah, daß ſie ſich ſonſt nicht geſcheut haben würden, Gewalt

anzuwenden. Allmählig begann eine große Muthlosigkeit sich der Bevölkerung zu bemächtigen, denn Jeder begriff, daß Don Frederigo gesonnen sei, die Stadt auszuhungern und so zur Uebergabe zu zwingen, während man auf die zugesagte Hülfe des Prinzen von Oranien kaum mehr zählte. Es war sonderbar, daß grade diejenigen, welche Anfangs zumeist auf Widerstand gedrungen und die größte Sympathie für die revolutionäre Regierung gezeigt hatten, sich jetzt am ungünstigsten über dieselbe Regierung ausließen. Manche von Diesen hätten jetzt nicht ungern die Stadt den Spaniern ausgeliefert, wenn sie dadurch ihr Leben hätten zu retten vermocht, und bis zum Monat April hatten sich wirklich trotz der strengen Bewachung verschiedene Bürger aus der Stadt zu entfernen gewußt, die von Anderen bezahlt waren, um Don Frederigo mit dem Zustande der Dinge bekannt zu machen, Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen und ihm durch List und Verrath die Stadt in die Hände zu spielen.

Doch nun war es so weit gekommen, daß nicht nur die Armen und die geringen Bürger, sondern auch die Soldaten Mangel leiden mußten. Das Rathhaus wurde täglich bestürmt von Männern, Frauen und Kindern, deren ausgemergeltes Angesicht der deutlichste Spiegel des Hungers war, der in ihren Eingeweiden wühlte. Man hatte auch schon hie und da in den Häusern und auch auf der Straße Menschen todt gefunden und am Abend fanden von Zeit zu Zeit Zusammenrottungen statt, die ein drohendes Ansehen zu nehmen begannen. Es wäre Ripperda nicht schwer geworden, jene Unzufriedenheit mit

Gewalt zu unterdrücken, wenn nicht auch bei den fremden Truppen ein aufrührerischer Geist sich gezeigt hätte, und wer konnte die Folgen einer Zügellosigkeit berechnen, welche der Hunger, den man nicht mit Unrecht ein scharfes Schwert nennt, hervorgerufen? — Die Erfahrung hatte ihn wohl gelehrt, daß es leicht sei, friedliche Bürger mit Gewalt niederzuhalten, doch seine gesunde Vernunft sagte ihm, daß er meistentheils mit Menschen zu thun habe, die weder Gesetz noch Recht achteten und von deren Gehorsam er nur so lange versichert war, als ihre Raub- und Plünderlust dabei Befriedigung fand.

Der schlaue Riez war eben grad der Rechte, um in dieser Angelegenheit Auskunft zu verschaffen. Geld konnte hier wenig ausrichten; sonst hätte er den angesehenen Einwohnern längst eine außergewöhnliche Steuer auferlegt. Er wußte aber, daß manche wohlhabende Bürger, die das Elend vorausgesehen, allmählig in den Besitz einer Quantität Korn gekommen waren, wovon sie auch jetzt noch keinen Gebrauch machten, sondern das sie für den äußersten Nothfall aufbewahrten. Riez gab deshalb Ripperda den Rath, bei den meisten Bürgern eine Haussuchung vornehmen und ihren Borrath ganz oder theilweise enteignen zu lassen.

Die Maßregel wurde von Ripperda gutgeheißen und trotz manchen Widerstandes ausgeführt. Doch jener Borrath konnte höchstens der augenblicklichen Noth abhelfen, denn er reichte kaum hin, die Garnison einige Tage zu ernähren. Da sah Riez, daß er einen Schritt weiter gehen müsse. Er ließ mit Ripperda's Zustimmung unter das Volk verbreiten, daß die reichen Papisten durch Vermittlung einiger

Bürger, denen es in der That gelungen war, aus der Stadt zu entkommen, im Geheimen mit Don Frederigo unterhandelten. Alle Namen der Betheiligten ständen bei dem spanischen Befehlshaber angeschrieben, und wenn es ihnen nun gelänge, die Stadt durch Verrath dem Feinde zu überliefern, so würde die ganze Bevölkerung mit Ausnahme der Verschworenen ermordet werden.

Das hatte bessere Wirkung. Es gelang ihm dadurch, das Wetter von der Regierung abzulenken auf das Haupt Jener, denen er den Untergang geschworen. Ein Zufall kam ihm dabei sehr zu Statten.

Am frühen Morgen des 7. Mai wurde in einer der halbvollendeten Schanzen ein Jüngling, der zu der Familie eines der früheren Regierungsmitglieder gehörte, in dem Augenblicke entdeckt, als er grade zum Feinde überlaufen wollte. Als er unter allerlei Mißhandlungen in die Stadt zurückgeschleppt und als Verräther gebrandmarkt wurde, gab sich das Volk und auch ein Theil der Besatzung der größten Ungebundenheit hin. Die Häuser der vornehmsten Katholiken wurden bestürmt und geplündert. Alles was man an Lebensmitteln fand, wurde erbeutet, das Hausgeräth muthwillig zertrümmert und viele Bewohner wurden mißhandelt. Man kann wohl denken, daß Roosvelt und Talejus nicht verschont blieben. Alles, was sich in ihrer Wohnung befand, wurde zerstört und sie hatten ihr Leben nur dem Umstande zu verdanken, daß sie nicht die geringste Miene machten, sich den Halunken zu widersetzen.

Hugo van Dorde war wohl wieder als Beschützer aufgetreten, doch was vermochte er allein gegen so viele

Widersacher? Er begab sich zorn erfüllt zu Ripperda, von dem er Schutz forderte gegen die Mißhandlungen, denen Talestius mit seiner ganzen Familie ausgesetzt war, doch der Bilderstürmer klopfte ihm lächelnd auf die Schulter und sagte: „Bewahrt Euren Muth für den nächsten Sturm, van Dorde, dann wird er besser belohnt werden“.

„Ich frage von Euch allein Schutz für Talestius' Leben“, sagte Hugo, „er ist nicht schuldig dessen man ihn anklagt, das schwöre ich Euch!“

„Wißt Ihr das so bestimmt?“ frug Ripperda.

„Ich will mit meinem Leben für ihn einstehen“, erwiderte der Jüngling, „oder fürchtet Ihr, daß in mir auch ein Verräther steckt?“

„Nein!“ sprach Ripperda aus voller Brust, „ein Verräther könnt Ihr unmöglich sein, aber Ihr kümmert Euch mehr um die papistische Brut, als für Euer Glück und Eure Zukunft nützlich sein mag“.

„Ich frage Nichts für mich selbst“, antwortete Hugo, „ich will für die Befreiung meines Vaterlandes Blut und Leben wagen, ohne je an eine Belohnung zu denken. Doch Ihr sagtet mir unlängst, daß ich der Stadt große Dienste erwiesen und daß das ganze Land meinem Vater sehr verpflichtet sei. Ich frage für das Alles nur eine einzige Belohnung: beschützt Talestius, doch bald, ehe es zu spät sein dürfte“.

„Ihr wißt nicht, was Ihr fordert, junger Mann!“ sagte Ripperda, indem seine Brauen sich unheilverkündend zusammenzogen, „es wäre leichter, den Sturmwind zu

beherrschen, als das zügellose Volk, das von Hunger und Rachsucht getrieben wird“.

„Dann möge Gott mir gnädig sein“, rief Hugo, sich eilig entfernend und den Weg zur Damstraße einschlagend. Er hatte fest beschlossen, sein Leben für das des alten Mannes, den er immer mehr und mehr achten gelernt, zum Opfer zu bringen. Als er an Talesius' Wohnung kam, war dort jedoch Alles schon abgelaufen. Der Böbel hatte sich damit begnügt, ihm Alles zu nehmen, was er an Werthsachen und Lebensmitteln besaß, und war dann weiter gezogen, um an anderer Stelle das verabscheuungswürdige Werk fortzusetzen. Hugo fand den alten Mann jämmerlich mißhandelt in seinem Wohnzimmer, inmitten seiner Frau und seiner Kinder, die ebenfalls in bedauernswerthem Zustande sich befanden. Es war ein Glück, daß man den Pfarrer von Spaarnwoude nicht erkannt hatte.

Das Plündern dauerte fast den ganzen Tag; die Wüftlinge, die kaum ihren Hunger für einen Augenblick gestillt hatten, überließen sich den größten Ausschweifungen und taumelten betrunken durch die Straßen; sie vergaßen, daß ein mächtiger Feind vor der Stadt lag und daß sie morgen wieder mit ihrem gleich unerbittlichen Feinde, dem Hunger, kämpfen mußten.

Ries hatte dies Alles indeß mit Wohlgefallen angesehen, denn nun war ihm eine gute Gelegenheit gegeben, um den Plan, den er schon so lange hegte, auszuführen. Unter dem Vorwande, daß es, selbst durch Bewachung im eigenen Hause, nicht länger möglich sei, des Verrathes verdächtige Bürger zu schützen, ließ er Roosevelt und

Talesius, sowie noch einige andere vornehme Katholiken, zum Gefängniß in der Zylstraße abführen.

Dies geschah am 7. Mai, eine Stunde nach Sonnenuntergang. Der Kette des revolutionären Despotismus ward also ein neues Glied angefügt.

* * *

Wir finden die Wittve van Dorde in ihrem Wohnzimmer, wo wir sie schon öfters besuchten. Es waren 14 Tage vergangen, seit man den Pöbel gegen die friedlichen Bürger losgelassen hatte. Vierzehn Tage neuen Elends für die schwer geprüfte Stadt, denn die Hungersnoth nahm mit jedem Augenblicke zu und hatte schon die größten Verwüstungen angerichtet. Die alte Frau sieht nur noch wie ein Schatten ihres früheren Selbst aus. Ihre Augen sind hohl und von schwarzen Rändern umgeben; die Wangen sind leichenblaß und eingefallen und die Hände, die sie im Schooß zusammengefaltet hält, dürr und fleischlos. Leiden und Entbehrung hatten sie so weit gebracht. Vor ihr auf dem Tische lag ein Gebetbuch, von Talesius ihr geschenkt, und ihre verschrumpften Rippen bewegten sich unaufhörlich, während von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer ihrer Brust entstiegen.

Als sie ein Geräusch an der Thüre vernahm, bekreuzte sie sich, wischte die Thränen aus dem Angesichte und ließ das Gebetbuch offen vor sich liegen. Einen Augenblick darauf trat Hugo ein.

„Du wirst mich wohl schon lange erwartet haben, Mutter!“ sagte der junge Mann, nachdem er sie wie gewöhnlich mit einem Kusse begrüßt hatte.

„Ich wußte ja wohl, daß Du nicht länger ausbleiben würdest, als eben nöthig, Hugo!“ gab sie zur Antwort.

„Du wirst wohl sehr hungrig sein, Mutter!“ sagte Hugo, indem er ein Tuch auf den Tisch legte, worin Etwas eingewickelt zu sein schien.

„Ach leider, ja! ich habe seit gestern Morgen Nichts genossen, hast Du uns noch Etwas mitgebracht?“

„Ich werde Dir gleich helfen, Mutter“, sagte Hugo, die alte Frau einen Augenblick voller Besorgniß anblickend. Dann band er das Tuch los und zog ein Stück Brod hervor, das er mit einem Messer durchschnitt.

„Hast Du Nichts zu trinken, Mutter?“

„Nichts, Hugo, aber es wird auch so schon schmecken“, antwortete die alte Frau, indem sie gierig ein Stück Brod zum Munde führte. Doch bevor sie zu essen anfing, frug sie: „Du hast doch schon Etwas gegessen, Hugo?“

„Sorge nur nicht um mich“, sagte Dieser, „ich werde noch wohl Etwas finden“.

„Nein, Hugo“, erwiderte sie, das Brod wieder hinlegend, „ich will nicht allein essen, Du bedarfst dessen ebenso sehr als ich“.

„Nun gut, so will ich mit Dir theilen“, sagte Hugo, „doch ich habe hier noch etwas Anderes“. Er breitete nun das Tuch vor der alten Frau aus.

„Fleisch!“ rief sie, indem ihre Augen matt aufleuchteten, „wie bist Du daran gekommen?“

„Es ist diesen Morgen in der Kaserne vertheilt worden“.

„Aber wie ist das möglich? Es war ja schon vor

einem Monat keine einzige Kuh mehr in der Stadt zu finden“.

„Man hat einige Pferde für den Bedarf der Garnison geschlachtet“.

„Pferdefleisch, das ist ja widerlich!“ rief die alte Frau, indem der Ekel in ihren Zügen zu lesen war.

„Das darfst Du nicht sagen, Mutter“, sprach Hugo, „es soll sehr gut schmecken und ich kann Dir versichern, daß man in der Kaserne sich darum zankt“.

„Ach ja!“ sprach die alte Frau mit einem tiefen Seufzer, „wer weiß, ob man sich nicht bald um Menschenfleisch zanken wird; der Hunger macht den Menschen zum Thiere“.

„So mußt Du nicht reden, Mutter“, sagte Hugo, den bei jenen Worten ein Schauer durchrieselte, „laßt uns auf Gott vertrauen, der uns vielleicht noch retten wird“.

„Das ist ein guter Gedanke, Hugo“, sagte seine Mutter, „denn Gott allein kann noch helfen; aber wird Er Seine Hilfe einer Stadt verleihen, die in Bosheit versunken ist? Statt daß man Gottes Barmherzigkeit anruft, erzürnt man Ihn durch die schändlichsten Missethaten; es ist, als wenn die Menschen mit Blindheit geschlagen sind“.

„Wir wollen das Beste hoffen und inzwischen den Muth nicht verlieren, nicht wahr?“

Die alte Frau zuckte die Achseln. „Ich muß bekennen“, sprach sie, „daß ich allen Muth und alle Hoffnung verloren habe, doch ich will mich gerne dem Willen Gottes unterwerfen, der uns Unglück zusendet, damit wir uns zu Ihm bekehren. Es ist mir indeß hart, daß ich Dich

jetzt täglich so viele Stunden entbehren muß; es ist so still, so unheimlich in diesem leeren Hause, das selbst von den Mäusen verlassen ist. Ich habe auch meine alte, treue Katze, woran ich mich, wie Du weißt, sehr gewöhnt hatte, seit einigen Tagen nicht mehr gesehen; das Thier hat seinem Kosthause Lebewohl gesagt“.

„Ich glaube, daß ich gestern ihr Fell in der Gasse liegen sah“, sagte Hugo.

„Ihr Fell?“ frug seine Mutter verwundert, „hat man das Thier denn ermordet?“

„Wahrscheinlich geschlachtet, Mutter!“ sagte Hugo.

„Ist man denn nun auch schon Katzen?“ frug sie mit wachsendem Erstaunen.

„O, gewiß!“ antwortete Hugo, „man kann die, welche noch in der Stadt zu finden sind, wohl an den Fingern aufzählen. Gestern hörte ich, wie Einer vergebens 10 fl. für eine große graue Katze bot“.

„Das ist ja schrecklich“, sagte die Frau, „nun glaube ich schon, daß Du das Pferdefleisch noch für einen Lederbissen ansiehst“.

„Das ist es auch wirklich“, sagte der junge Mann, „willst Du es nicht gleich für Dich zubereiten?“

„Wir wollen es zu Mittag essen“, entgegnete seine Mutter, indem sie sorgfältig auch noch etwas Brod für jenes Mahl zurücklegte. Sich dann wieder an Hugo wendend, sagte sie: „Würden wir dem armen Talestius keinen großen Dienst erweisen, wenn wir ihm dieses Fleisch schickten?“

„Gewiß, Mutter“, antwortete Hugo, „denn man wird in dieser schrecklichen Zeit wohl zuletzt an die Gefangenen

denken; doch, wie gerne ich es ihm auch gönnen möchte, ich kann jetzt nicht erlauben, daß Du es fortgibst, denn Du mußt nothwendig etwas Kräftiges zu Dir nehmen“.

„Der arme Mann“, seufzte die Wittwe, „früher so reich, so angesehen und jetzt vielleicht um ein Stückchen Pferdefleisch bettelnd! . . . warst Du heute Morgen an feinem Hause, Hugo?“

„Ja wohl, Mutter!“

„Und wie fandest Du die alte Frau und seine Kinder?“

„Sie waren ruhig und gelassen wie immer, doch ich glaube, daß sie kein Geld mehr haben, denn ich sah Haferbrod auf dem Tische liegen“.

„Das hab' ich erwartet“, sagte Hugo's Mutter, abermals tief aufseufzend, „haben sie Dir ihre Noth geklagt?“

„Im Gegentheil“, versetzte Hugo. „Sie suchten so gut wie möglich ihre Nothdürftigkeit zu verbergen, wahrscheinlich weil sie sich vor mir schämten“.

„Du irrst Dich, mein Sohn!“ entgegnete die alte Frau, „nicht weil sie sich schämten, sondern weil sie Dich nicht betrüben wollten; denn sie wissen sehr gut, daß wir innig an ihrem Schicksal theilnehmen“.

„Ich habe nie solche Menschen gesehen“, sagte Hugo, „es besteht gar keine Aussicht, kein einziger Strahl der Hoffnung mehr für sie, und doch bleiben sie eben ruhig, und kein einziges Wort des Unmuths oder des Hasses kommt über ihre Lippen; es ist in der That bewundernswürdig!“

„Das ist die Kraft des Vertrauens auf Jenen, ohne Dessen Willen kein Haar Deines Hauptes gekrümmt wird,

mein Sohn! es ist die Kraft des Glaubens, die Berge des Mißgeschicks zu versetzen vermag“.

„Ich bewundere es, wenn ich es auch nicht nachahmen kann“, sagte Hugo.

„Ich will zu Gott flehen, daß Er Dein Herz erleuchte, damit Du die Quelle, der ein so großes Vertrauen entspringt, kennen und schätzen lernest“, sprach die Wittve. „Aber, Hugo, sollten wir Nichts thun können, um ihre Leiden zu versüßen?“

„Wie wäre das möglich, Mutter, da wir selbst das Nöthigste entbehren müssen?“

„Willst Du mir wohl ein Opfer bringen, Hugo?“

Der Jüngling sah seine Mutter erstaunt an.

„Geld haben wir nicht mehr“, fuhr die alte Frau fort, „wir leben nur von Deiner Löhnung und dem Brode, das Du in der Kaserne erhältst, und das reicht kaum aus, um unser Leben zu fristen, so daß wir unmöglich Anderen Etwas davon mitzutheilen vermögen. Ich habe jedoch, wie Du weißt, noch einen kostbaren Halschmuck; der könnte uns vielleicht jetzt zu Statten kommen“.

„Wie!“ rief Hugo, „Du wolltest Dich von diesem Kleinod, dem Geschenk und Andenken Deiner Mutter trennen?“

„Unser Leben ist ein Geschenk Gottes“, erwiderte die alte Frau, „und ist es nicht edel, dasselbe für eine gute Sache aufzuopfern?“

„Gewiß“, sagte Hugo, „Du weißt nicht, wie gerne ich Alles wagen möchte, um Talesius zu retten. Doch wer wird in dieser Zeit Kostbarkeiten kaufen und was wird

schließlich selbst Geld nutzen, wenn alle Lebensmittel aufgezehrt sein werden?“

„So lange man das Leben hat, darf man hoffen“, sagte die Wittwe. „Man bezahlt jetzt drei bis vier Gulden für sechs Pfund Roggenbrod, ein Beweis, daß man mit Geld noch immer viel ausrichten kann. Und was das Auffinden eines Käufers betrifft, der den Halschmuck erhandeln will, so wird diese Schwierigkeit auch wohl aufgelöst werden. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn Salomo nicht dazu bereit wäre; so ein alter Jude kann das Schachern selbst auf seinem Todesbette nicht lassen. Willst Du es versuchen, Hugo?“

„Wenn Du es verlangst, von Herzen gern!“ antwortete Dieser.

Darauf holte die Wittwe das uns schon bekannte Kästchen hervor. Sie nahm die Perlenschnur in die Hand, betrachtete sie wehmüthig und schlang sie um den Hals; das Kreuz sollte noch einmal an ihrer Brust ruhen, so wie ihre Mutter es einstens dort befestigt hatte. Dann legte sie den Schmuck wieder ab, küßte die Perlen und das Demantkreuz und sagte: „Als ich mich vor Kurzem von diesem mir so theuren Gegenstande trennen sollte, wurde mein Herz zerrissen, denn es war mir, als wenn die Stimme meiner Mutter das Wehe über mich aussprach. Jetzt habe ich die kostbarste Perle, den Glauben, wiedergefunden; ich will sie bis zum Tode in meinem Herzen bewahren. Du wirst mit Wohlgefallen auf mich niederssehen, Mutter, nun ich Dein Geschenk als ein Gottgefälliges Liebesopfer verwende!“

Hugo entfernte sich und kam kurze Zeit darauf wirklich mit einer ansehnlichen Summe Geldes zurück.

„Dieses Geld ist ebenso sehr Dein Eigenthum, als das meine, Hugo“, sprach die Wittwe, „findest Du es gut, wenn wir zwei Drittel davon an Talesius' Familie geben und den Rest für uns behalten?“

„Vortrefflich“, sagte Hugo, „doch so eben kam mir der Gedanke, ob wir nicht noch mehr mit diesem Gelde bewirken könnten. Wer weiß, ob es nicht im Stande wäre, Talesius' Kerkerthüre zu sprengen“.

„Wie wäre das möglich?“ frug die alte Frau.

„Ich will mal darüber nachdenken“, antwortete Hugo.

„Der Himmel erleuchte Deinen Verstand!“ sagte die Wittwe, „doch bringe das Geld zuerst unserm Freunde; jeder Augenblick, der ihre Sorgen und Leiden vermindern kann, ist kostbar“.

Es erregte bei Talesius' Familie nicht wenig Erstaunen, als die Wittwe von Dorde, die man als unvermögend kannte, solch' eine ansehnliche Summe anbieten ließ.

„Ich darf nicht läugnen, daß wir in Folge der Plünderung fast ganz von Geldmitteln beraubt sind“, sagte Martha, „doch wir können jenes Opfer Eurer Mutter nicht annehmen. Es kann noch lange dauern, bevor Alles zu Ende sein wird, und wir dürfen nicht verzehren, was vielleicht Einmal Euch und Eurer Mutter das Leben wird retten können“.

„Nun wohl, dann werden wir Alle gemeinschaftlich zu sterben wissen“, entgegnete der junge Mann.

„Das ist sehr edel von Euch gedacht“, sagte der

Pfarrer, „doch es wird klüger sein, wenn Ihr Euer Schicksal nicht mit dem unsrigen verbindet. Für Euch und Eure Mutter wird vielleicht durch Vermittlung der Regierung bis zum Aeußersten gesorgt werden; wir dagegen sind zum Tode verurtheilt“.

„Muß ich denn dieses Geld wieder mitnehmen und meiner Mutter sagen, daß Ihr auf ihr Anerbieten nicht eingehen wolltet?“ frug Hugo, der glaubte, daß man aus einer Art verkehrten Ehrgefühl's das Opfer nicht annehmen wollte.

„Durchaus nicht“, sagte Talesius' Gattin, „wir nehmen ihr freundliches Anerbieten dankbar an, doch ein kleiner Theil des Geldes wird unserer Noth für's Erste abhelfen und dann ist es bei Euch besser aufgehoben, als bei uns“.

„Nun, wie Ihr wünschet“, sagte Hugo, der die Triftigkeit des letzten Grundes einsah, „doch erlaubt mir wenigstens, einen Theil der Summe hier zu lassen, damit für die ersten Tage geholfen sei, und anzufragen, ob Ihr auch einige Nachrichten über Herrn Talesius empfangen habet?“

„Noch vor weniger als einer Stunde war es uns vergönnt, mit Jemand zu reden, der mit der Frau des Kerkermeisters befreundet ist“, antwortete Maria, „mein Vater soll von seiner Wunde ganz wiederhergestellt sein und sich einer guten Gesundheit erfreuen. Er darf täglich mit Roosevelt mehrmals am Tage in dem kleinen Garten spazieren gehen“.

„Wie!“ rief Hugo verwundert. „Ich meinte, daß man befohlen hätte, Beide sehr streng zu bewachen“.

„Wir dürfen es Euch nicht verschweigen“, sagte Maria, „der Kerkermeister ist nicht unerbittlich gewesen, als wir ihm Geld angeboten — gestern ist fast das Letzte, das wir besaßen, zum Gefängniß gewandert, damit dem Vater die Wohlthat der frischen Luft nicht vorenthalten bliebe“.

„Und Ihr wolltet Euch weigern, von unserer Hülfe Gebrauch zu machen, um den armen Gefangenen ein wenig Genuß zu verschaffen?“ frug Hugo.

„Wir dürfen in dieser Zeit ein solches Opfer selbst von unseren Freunden nicht verlangen“, sagte Maria.

„Weißt Du denn nicht, daß ich gerne mein Leben wagen möchte, um Deinem Vater die Freiheit zurück zu geben?“ rief Hugo feurig.

„Ihr seid ein edler Mensch, van Dorde!“ sagte der Priester gerührt.

„Ich thue nur meine Pflicht“, entgegnete Hugo, „und denke grade darüber nach, ob sich unter diesen Umständen keine Gelegenheit darbieten würde, Euch zu ihm zu führen“.

„Wäre das möglich?“ frug der Priester freudig überrascht.

„Wenn der Gefangenwärter sich durch Geld erweichen läßt, halte ich es in der That nicht für unmöglich“, sagte Hugo. „In einigen Tagen werde ich den Wachtposten am Gefängniß beziehen müssen; ich will alsdann mal sehen, in wiefern er für meinen Plan zu gewinnen ist“.

„Aber wird man Dich nicht erkennen, mein Sohn?“ frug die Mutter ängstlich.

„Sei unbesorgt, Mutter“, gab der Priester zur Ant-

wort, „Niemand vermuthet mich hier und die Bauertracht wird das Uebrige thun“.

Hugo versicherte, daß er alles Mögliche anwenden werde, um dem Pfarrer Zugang zum Gefängniß zu verschaffen, und verließ die Wohnung mit dem Vorsatz, sobald möglich seine Maßregeln zu treffen.

An diesem Abend lag der Pfarrer von Spaarnwoude lange in tiefem Gebet versunken; er betete zu Gott, daß Er das Opfer seiner Kindesliebe wohlgefällig annehmen möge.

* * *

Das Gefängniß in der Zylstraße war ein düsteres Gebäude, zum größten Theil aus einer Anzahl kleiner, feuchter Zellen bestehend, mit Gitterfenstern, wodurch das Sonnenlicht kaum einzudringen vermochte. In der Zeit, wovon wir sprechen, wurde viel weniger auf die gute Verpflegung gesehen, als in unserem Jahrhundert, und man kann wohl begreifen, daß in der letzten Periode der Belagerung Haarlems, als überall der Hunger wüthete, das Loos der Gefangenen doppelt bedauernswerth war. Die beiden Alt-Bürgermeister waren in einem abgesonderten Gemache oder vielmehr Kerkerloche eingeschlossen. Die Nahrung, die ihnen verabreicht wurde, war so karg, daß sie gewiß ihr Leben nicht damit gefristet hätten, wenn keine außergewöhnliche Unterstützung gekommen wäre und die Frau des Kerkermeisters kein mitleidiges Herz gehabt hätte. Petrus Opmeer erwähnt sie in seiner „Historie der Hollandsche Martelaren“. „In diesem Kerker“, sagt er, „war ein Gärtchen mit Blumen geschmückt und verziert

mit allerlei lieblichen Kräutern, worin des Kerkermeisters Frau bisweilen die Gefangenen gutmüthig wandeln ließ“.

Es waren erst wenige Tage nach dem oben mitgetheilten Gespräch verflossen. Die liebliche Maisonne schenkte der Natur, die in jungfräulichem Gewande erstrahlte, Leben und Blüthe. Die Stadt Haarlem, die Blumenkönigin der Niederlande, war jedoch in tiefe Trauer versetzt; sie nahm keinen Theil an der Auferstehung der Natur. Auf den Feldern, die ihre Mauern umzogen, sah man jetzt keine Blumen des Lenzes aufblühen, sie waren besäet mit Waffen und Rüstungen; sie hatten Blut getrunken und erzeugten nur Verderben. Und innerhalb der Mauern gedachte man mit Wehnmuth der glücklichen Tage, als man im „Hout“ *) Schatten auffuchte in den Alleen, worin die regelmäßig geschaarten Bäume an die Säulen einer gothischen Kirche erinnerten. Es blühten jetzt in Haarlem nur noch die Immortellen; man fand dort nur bleiche und abgemagerte Gestalten; man sah die Kinder nicht wie sonst in den Straßen spielen und scherzen; man hörte allein das Seufzen der Ausgehungerten und das Fluchen der Soldaten, die nur zwischen einem schmählischen oder einem kläglichen Tode wählen konnten.

Zwischen den Eisenstäben der Gefängnißzellen sah die Sonne, die über Gute und Böse aufgeht, auch hindurch, doch nur um sie noch düsterer und grausiger zu machen. Am Nachmittag öffnete der Gefangenwärter den Aufenthaltort, wo die beiden Alt-Bürgermeister schon so viele Tage zugebracht, um den Gefangenen für einige Momente

*) Stadtgarten.

etwas mehr Freiheit zu verleihen. Er sah außergewöhnlich vergnügt aus. „Zhr dürft heute etwas länger als sonst im Garten bleiben“, sagte er, „und vielleicht bekommt Zhr auch Besuch“.

„Besuch? . . . von wem?“ frug Talesius mit froher Ueberraschung.

„Still!“ flüsterte der Wärter, „die Mauern haben hier Ohren, und wenn der Dienst, den ich Euch erzeige, verrathen würde, so könnte es uns sämmtlich schlecht ergehen. Ich bitte Euch deshalb, im Garten nicht laut zu sprechen“.

„Wir danken Euch sehr für Eure Güte“, sagte Roosevelt, „und werden Eurer Weisung nachkommen“.

Einige Augenblicke darauf hatten sie den Kerker verlassen. Das weiße Haar Roosevelt's glänzte wie Silber im Sonnenschein und seine eingefallenen Wangen wurden ein wenig geröthet. Was mußten die Männer vom Hunger und dem feuchten Aufenthalt gelitten haben, seitdem man sie ihren Wohnungen entrissen, denn man erkannte sie kaum. Als sie in den Garten gekommen waren, athmeten sie begierig und mit tiefen Athemzügen die frische Luft ein, die sie seit einigen Tagen ganz hatten entbehren müssen. Sie dachten nicht daran, daß sie von hohen Mauern eingeschlossen waren; jener Garten kam ihnen wie ein Paradies vor.

Die Frau des Kerkermeisters trat wie gewöhnlich einige Augenblicke zu ihnen; sie hatte Mitleid mit den Unglücklichen, die man unverdient in Fesseln geschlagen; sie erfüllte mit blutendem Herzen die ihr auferlegten Pflichten.

„Wie ist hier Alles seit einigen Tagen verändert“, sagte Talesius leise, „es ist, als wenn ein Zauberstab darüber geschwenkt wurde“.

„Das kommt von dem lauen Westwind, Herr!“ antwortete die Frau, „die Knospen müssen sich da wohl öffnen, ob sie wollen mögen oder nicht“.

„Sehet dort die Schwertlilie“, sagte Roosvelt, „erinnert Ihr Euch nicht, daß ihre Knospen in der vorigen Woche noch ganz grün und klein waren, und jetzt prangt sie in voller Blüthe; es ist eine schöne Blume, schade, daß sie so bald welkt!“

„Warum schade?“ frug Talesius, „sie hat ja ihre Bestimmung erfüllt; wie viele Menschen müssen früh sterben, die nicht dasselbe von sich sagen können. Ich danke Gott für die vielen Lebensjahre, die Er mir gegeben; sie sind Sein Geschenk, wenn sie auch mit Trübsal und Sorgen sich paaren; der Tod eines Jünglings oder einer Jungfrau, die in der Furcht des Herrn lebten, ist mir jedoch stets schöner vorgekommen, als der eines Greises“.

„Dann wird der unsere schon sehr wenig Anziehendes haben, mein Freund“, sprach Roosvelt lächelnd, „das Grün des Lebens ist bei uns ganz verdorrt und unser Haupt ist wie ein beschneiter Berggipfel“.

„Ihr thut Euch selber Unrecht“, erwiderte Talesius, „Ihr seid eine beschneite Eiche, die, wenn der Winter des Lebens vorbei sein wird und der ewige Lenz gekommen, auf's Neue und für ewig grünen wird. Wie kommt Ihr zu diesem Pflänzchen, Frau Bontius?“ frug er nun, sich an die Frau des Kerkermeisters wendend.

„Ich habe es schon lange, Herr!“ sagte die Frau, „ich weiß nicht, wie es heißt, aber es ist nett anzusehen, wie im Sommer die Blättchen sich verfärben“.

„Es ist die Passionsblume“⁴⁾, entgegnete Talestius, „sie gehört zum Geschlecht des Sauerklee's. Nach einiger Zeit wird jeder Stiel drei grüne Blättchen haben und auf diesen Blättchen bilden sich allmählig dunkelrothe Flecken, die ganz wie Blutstropfen aussehen. An jedem Abend schließen sich die Blättchen. Es kommen auch hellgelbe Kelche daran, und wenn man von der Knospe, die daraus hervorgeht, den Kranz ablöst, der sich fest darum windet, hat man eine vollkommene Dornenkrone“.

„Was Ihr sagt“, rief die Frau erstaunt, „ich habe das nie gesehen“.

„Solch' eine Dornenkrone welkt noch nach langer Zeit nicht; ich habe oft gesehen, daß sie länger als ein Jahr um das Haupt eines Kreuzbildes hing und den kleinen Dornzweiglein, die man sonst zu diesem Zwecke verwendet, vollkommen ähnlich war“.

„Jene Blume scheint uns daran zu erinnern, daß im irdischen Lusthose, inmitten der Freuden des Lebens, für den Christen die schönsten Blumen aus dem Leiden des Herrn entsprossen“, sagte Noosvelt.

„Auf unserem Lebenspfade werden keine Rosen mehr blühen, mein Freund“, sprach Talestius, „laßt uns deshalb die Passionsblume im Herzen mittragen, wenn die Thüre unseres Herkers sich wieder hinter uns schließt. Die drei Blättchen mögen für uns die Sinnbilder sein der drei göttlichen Tugenden, fruchtbar gemacht durch das göttliche

Blut des Heilandes, und wenn, wie ich voraussehe, der Augenblick gekommen sein wird, wo man auch die Dornenkrone auf unser Haupt drückt, so möge dieses Blut uns reinigen von den Flecken, die an uns kleben“.

Frau Bontius hielt das Taschentuch vor die Augen und verließ schluchzend den Garten; die Ruhe, womit Talesius jene schrecklichen Worte sprach, traf sie bis in das Tiefste der Seele.

Die beiden Gefangenen setzten ihren Spaziergang fort, mit vollen Zügen die ihnen verliehene Vergünstigung genießend.

Kurze Zeit darauf wurde die Thüre des Gefängnisses, die zum Garten führte, geöffnet und man sah Hugo van Dorde eintreten, von einem Bauer gefolgt, der sich so fest zugeknöpft hatte, als sei es mitten im Winter.

Als Talesius die Beiden sah, konnte er kaum einen lauten Freudenschrei unterdrücken. Er eilte mit einer Hast zur Eingangsthüre, die seines hohen Alters zu spotten schien, und einen Augenblick darauf lagen Vater und Sohn einander in den Armen.

„Mein theurer Vater!“ sagte der Priester, indem er einen Kuß auf Talesius' Wangen drückte, „muß ich Dich hier und so ganz verändert wiedersehen?“

„Laßt uns lieber an das Glück denken, das uns zu Theil wird, mein Sohn!“ erwiderte Talesius, dessen eingefallene Wangen vor Freude geröthet waren. „Wie geht es Deiner Mutter und meinen Töchtern? Willkommen, van Dorde!“ sagte er dann, Hugo die Hand reichend; „wißt Ihr wohl, daß Ihr Beide Viel wagt, indem Ihr hier kommt?“

„Was ich wage ist nur gering in Anbetracht der Freude, die mir erwächst“, sagte der Pfarrer. „Ich muß Dir und auch Herrn Roosvelt viele Grüße überbringen von Mutter und den beiden Schwestern, die mich gewiß in diesem Augenblicke sehr beneiden“.

„Komm, wir wollen uns dort auf die Bank niederlassen, so lange man uns erlaubt, hier zu bleiben“, sagte Talesius, „wir können dort ungestört einige Augenblicke mit einander reden. Setzt Euch zu uns, van Dorde! wir haben für Euch keine Geheimnisse, Freund!“

„Im Gegentheil!“ sagte der Priester, „van Dorde hat Euch ein Geheimniß anzuvertrauen, doch bevor wir davon sprechen, muß ich mich erst meines Auftrags entledigen“. Mit diesen Worten holte er aus seiner Tasche ein Päckchen hervor, das in diesem Augenblicke dem reichsten Einwohner Haarlems den Mund wässerig gemacht hätte: es enthielt ein großes Stück Fleisch und ein halbes Roggenbrod.

Der Hunger muß in der That ein sehr scharfes Schwert sein, denn die beiden Greise, deren Ruhe sonst durch Nichts gestört werden konnte, streckten unwillkürlich mit schaudererregender Gier die Hand nach diesen Leckerbissen aus.

Die Augen des Priesters füllten sich mit Thränen, als er die beiden edlen Greise wie Bettler nach einem Stück Brod haschen sah.

„Ich habe auch ein wenig Erquickung mitgebracht“, sagte Hugo, der einen Krug hervorzog. „Laßt Euch jetzt durch Nichts abhalten, denn unsere Zeit ist beschränkt und wir haben noch wichtige Dinge zu besprechen“.

Nach einem kurzen Gebet nahmen die beiden Gefangenen das für sie so kostbare Mahl zu sich und es war ihnen, als wenn sie mit jedem Bissen ihre Kraft zunehmen fühlten.

„Wißt Ihr wohl, wer seit gestern Abend Euer Schicksalsgenosse geworden, Herr Bürgermeister?“ frug van Dorde.

Talesius sah ihn fragend an.

„Jasper Dreunel“, sagte Hugo.

„Wie, Dieser?“ rief Talesius erstaunt, „hat er ein neues Bubenstück verübt?“

„Man hat ihn verhaftet, als er eben zu den Spaniern überlaufen wollte. Schon seit einiger Zeit hatte man ihn in Verdacht, daß er mit dem Feinde im Einverständniß sei und man soll Papiere bei ihm vorgefunden haben, die dieses bestätigen, obgleich keine Namen darin genannt werden. Das Gerücht geht, daß er von den Spaniern für eine ansehnliche Summe bestochen sei, Geheimnisse zu verrathen, die in seinem Besitze waren; wie Euch bekannt ist, hatte er überall die Nase dazwischen“.

„Ich bedauere ihn“, sagte Talesius, „wie muß das Loos eines Gefangenen einem Manne wie ihm, dessen Seele mit so vielen Missethaten besleckt ist, schwer sein!“

„Er hat sein Schicksal doppelt und dreifach an Euch verdient, Bürgermeister!“ sagte Hugo.

„Ihr redet, als wenn Ihr Euch darüber freuet, van Dorde!“ tadelte Talesius, „möge das Gebet des Herrn: vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern, für uns kein eitler Klang sein, mein Freund!“

„Ich werde mich bestreben“, sagte Hugo, „aber es wird mir hier viel Mühe kosten, denn er ist bei mir mit doppelter Kreide angeschrieben. Ich habe gehört, daß man ihn heut' Abend noch zum abschreckenden Beispiel hinrichten wird, damit Anderen die Lust vergehe, ihm nachzufolgen“.

„Gott möge seiner Seele gnädig sein“, sprach Talesius mit einem tiefen Seufzer, „seine selige Mutter ist, mit einem Gebet für seine Bekehrung auf den Lippen gestorben“.

„Vater!“ sagte jetzt der Priester in so ernstem Tone, daß Talesius ihn erstaunt ansah, „wir müssen die Zeit, die uns vergönnt ward, gut anwenden. Es ist Herrn van Dorde durch außergewöhnliche Mittel gelungen, von dem Kerkermeister die Erlaubniß zu erhalten, daß wir bis zum Abend hier bei Euch bleiben dürfen. Er sagt, daß er Euch ein Geheimniß mitzutheilen hat, doch ich muß Euch zuvor einen Vorschlag machen, den Ihr hoffentlich annehmen werdet, sowie ich zu Gott hoffe, daß Er gleichfalls mein Opfer liebreich ansehen möge. Unter den Verhältnissen, worin wir leben, dürfen wir uns nicht verhehlen, daß Euer Leben in großer Gefahr ist, und dieses Leben ist meiner Mutter so unendlich theuer, so unentbehrlich. Warum sollte ich es Euch verschweigen, daß der Kummer jetzt schon ihre Gesundheit untergräbt, und daß sie ihm wahrscheinlich erliegen wird, wenn sich keine Aussicht auf Eure Befreiung darbietet. Diese Aussicht ist jetzt vorhanden, wenn Du nur meinem Vorschlage, ich darf sagen, meiner Kindesbitte Gehör schenken willst“.

„Ich verstehe Dich nicht“, sagte Talesius ganz erstaunt, „wie sollte ich Befreiung erhoffen dürfen?“

„Die Sonne wird bald untergegangen sein“, versetzte der Pfarrer, „es wird Dir dann nicht schwer werden, in dieser Bauertracht statt meiner das Gefängniß zu verlassen“.

„Wie!“ rief Talesius, „Du wolltest Dich hier einschließen lassen?“

Der Priester ergriff, von Eifer hingerissen, die Hände seines Vaters. „Ich flehe Dich um diese Gunst an“, sprach er, „ich bitte Dich darum im Namen meiner lieben Mutter, im Namen Gottes, dem gewiß dieses Opfer wohlgefällig ist“.

Talesius' Augen wurden feucht und er sagte mit bebenden Lippen: „Du fragst diese Gunst im Namen Deiner Mutter, aber bedenkst Du denn nicht, daß Du ihr einen Sohn entreißen würdest, den sie mehr liebt, als sich selbst?“

„Du wirst sie trösten und ich bin überzeugt, daß sie sich dann viel glücklicher fühlen wird. Van Dorde wird schon einen Zufluchtsort für Dich finden und möge es mir dann ergehen, wie Gott will. Ich bin Priester; ich habe mich ganz dem Dienste des Herrn geweiht, und über kurz oder lang wird die Verfolgung, der die Priester ausgesetzt sind, auch mich treffen. Du bist Familienvater; Du kannst die Deinen noch glücklich machen, wenn die Verhältnisse eine günstigere Wendung nehmen sollten“.

„Schweige doch, mein Sohn“, unterbrach ihn Talesius, mit der Hand eine abwehrende Bewegung machend, „wie

kannst Du Dich so weit hinreißen lassen. Ein Greis wie ich sollte den wenigen Tagen, die ihm noch bleiben, einen Sohn, einen Priester in der Fülle seiner Kräfte, opfern! Wir wollen unverblümt reden. Ich werde sterben, aber trauert deshalb nicht zu sehr, denn Sterben ist für mich Gewinn nach Allem, was ich sehen mußte; ich habe mich schon von der Erde losgemacht; ich werde nicht mehr erblaffen, wenn der Henker an mich herantritt. Du hingegen bist noch in Deinen besten Jahren, in einem Alter, wo Du am Meisten wirken kannst. Wenn die Stürme ausgetobt haben und die Ruhe zurückgekehrt ist, wirst Du im Weinberge des Herrn arbeiten müssen. Die Schafe sind zerstreut; der Hirt muß sie auffuchen und in die Hürde zurück zu bringen suchen“.

„Ich bitte Dich, laß diese günstige Gelegenheit nicht vorbeigehen“, so begann der Pfarrer von Neuem.

„Laß das, verschone mich, ich bitte Dich darum“, sagte Talesius. „Du bist mir theurer, als mein Augapfel; wie kannst Du verlangen, daß ich Dich zur Schlachtbank führe. Ich habe meine Rechnung mit dieser Welt abgeschlossen und kann Dein Anerbieten nicht annehmen. Wenn Gott meine Seele zu sich genommen haben wird, trage Ihm dann das unblutige Opfer für mich auf und ehre Deine Mutter, so lange Gott ihr das Leben läßt“.

Talesius bedeckte sein Angesicht mit den Händen, um seine Rührung zu verbergen.

„Ich kam voll Vertrauen hier, doch mein Opfer scheint Gott nicht zu behagen“, sagte der Priester.

„Es bietet sich vielleicht auch ohne dieses Opfer noch

ein Mittel zur Befreiung“, sagte Hugo, in dessen Seele etwas Seltsames vorging, als er Zeuge war von dem, was zwischen Vater und Sohn vorfiel.

„Was sagt Ihr!“ rief der Pfarrer erstaunt.

„So hört, Herr Talesius, unsere Augenblicke sind gezählt, denn schon sinkt der Abend nieder. Seit dem letzten Sturme bin ich sehr in Gunst gestiegen bei Ripperda. Er hat mich zum Rottenmeister ernannt und als solcher befehle ich heute die Gefängnißwache. Es wird mir nicht schwer werden, den Kerkermeister zu bewegen, uns noch einige Zeit hier verweilen zu lassen, bis es völlig dunkel sein wird, denn daß der Mann sich bestechen läßt, beweist unsere Anwesenheit an dieser Stelle. Es ist mir gelungen, mir ein Pulver zu verschaffen, das in Wein oder Bier gestreut, den, der es genießt, für eine geraume Weile in einen tiefen Schlaf versenkt. Sobald Ihr meinen Plan gutheißet, gehe ich zum Kerkermeister mit einer Handvoll Geld, ihn zu bitten, den angeblichen Bauer noch eine Stunde bei Euch zu lassen. Der Mann hat gar keinen Argwohn und wird gewiß auf meine Bitte eingehen. Dann werde ich einen Krug Wein oder Bier mit ihm trinken, dem Herrn Wachtmeister wird er diesen Dienst schwerlich abschlagen, besonders wenn er noch Geld dazu bekommt. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn es mir alsdann nicht gelingen sollte, ihm mein Pulverchen beizubringen“.

Man sah ein schmerzliches Lächeln um Talesius' Mundwinkel. „Euer Wunsch, mich zu befreien, läßt Euch die Unmöglichkeit der Ausführung vergessen, van Dorde“.

wandte er ein, „wenn auch der Gefangenwärter schläft, so werden Eure Soldaten doch wach bleiben“.

„Für die habe ich ein anderes Pulver“, sagte Hugo, auf einen wohlgefüllten Geldbeutel schlagend.

Talesius schüttelte das Haupt. „Das sind Luftschlöffer“, sagte er, „Niemand wird so thöricht sein, für ein wenig Geld sein Leben, das hier wirklich auf dem Spiele stände, zu wagen“.

„Ihr irrt Euch, Herr Talesius!“ entgegnete Hugo, „Leute wie Jene, welche hier die Wache haben, begehen jetzt einen Mord für ein Brod oder für ein Stück einer gebratenen Kaze; sie wissen, daß sie doch bald sterben müssen, sei es vor Hunger oder durch das Schwert eines Spaniers. Ich hörte heute Morgen noch einen meiner Leute sagen: „für ein gutes Fressen verkauf' ich mich dem Teufel“.

„Welche gräßliche Worte, und das im Angesicht des Todes!“ rief Talesius.

„Wenn also mein Plan gelingen möchte“, fuhr Hugo fort, „so können wir die Dunkelheit benutzen, um zu einer sichern Stätte zu gelangen, und ich habe eine solche gefunden. In unserem Hause ist ein Schlupfwinkel, den so leicht Keiner entdecken wird. Mein Vater hat ihn anbringen lassen, um in der Noth eine sichere Zufluchtsstätte zu haben; er ist geräumig genug, um Euch und Herrn Roosvelt aufzunehmen“.

„Und wie werdet Ihr, als Commandant der Wache, Euch verantworten können?“ frug Talesius, den jungen Mann erstaunt ansehend.

„So gut es eben gehen wird“, entgegnete Hugo. „Ich weiß, daß mein Leben dabei gefährdet ist, doch ich habe es nicht geschont bei der Vertheidigung der Stadt, warum sollte ich es nicht wagen für einen Mann, dem ich noch eine alte Schuld abzutragen habe? Ich weiß, daß Ihr unschuldig verfolgt werdet; ich habe dazu nicht wenig beigetragen und ich habe geschworen, jene Schuld, selbst auf Kosten meines Blutes, zu tilgen, wenn es möglich ist. Glaubt aber nicht, daß ich so sehr viel dabei wage. Es ist sehr natürlich, daß man auch den Kerkermeister zur Verantwortung ziehen wird und daß man ihn für ebenso schuldig halten wird, als mich. Vielleicht weiß ich ihn zu bewegen, daß er die Flucht verheimlicht, denn es sieht sich hier doch Niemand nach Euch um. Die Stadt kann unmöglich noch lange Widerstand bieten und wenn der Spanier einmal hier ist, wird jede Gefahr für Euch vorbei sein“.

Talesius reichte dem Jüngling tief ergriffen die Hand. „Ich danke Euch für so viele Beweise der Zuneigung, van Dorde!“ sprach er, „doch ich kann auf Euren Vorschlag nicht eingehen. Euer Plan entspringt mehr Eurem Herzen, als Eurem Kopfe, denn ich halte ihn für ganz unausführbar; doch wenn ich auch wüßte, daß unsere Flucht gelingen würde, so müßte ich doch das Opfer, das Ihr mir bringen wollt, von der Hand weisen. Es ist außer Frage, daß sowohl Euer Leben als das des Gefangenwärters und Eurer Soldaten in Gefahr kommt, und ich will nicht, daß Jemand mir geopfert werde. Es ist mir unbekannt, wie mein würdiger Schicksalsgefährte darüber denkt, doch ich habe fest beschlossen, mein Loos

geduldig abzuwarten und werde davon in keinem Falle abgehen“.

„Ich theile ganz Eure Meinung“, sprach Roosevelt, „was Gott auch über mich beschlossen haben möge, ich beruhe ganz in Seinem heiligen Willen“.

Hugo verdoppelte seine Bemühungen, um die Gefangenen zu bewegen, in seinen Plan einzuwilligen, doch vergebens.

Der Augenblick kam nun immer näher, wo man den Kerkermeister erwarten mußte, der die beiden Greise wieder zu ihrer elenden Behausung zurückführen sollte.

„Mein Sohn!“ sprach Talesius, „ich danke Gott, daß Er mir die Gnade verliehen hat, Dich bei mir sehen zu dürfen; ich möchte gerne auch Deine Mutter und Deine Schwestern noch Einmal umarmen, aber ein so großes Glück darf ich kaum noch erhoffen. Ich kenne die Lage, worin ich mich befinde, vollkommen und will mir keine Aussichten vorspiegeln, die aller Wahrscheinlichkeit nach in Rauch aufgehen würden. Eine Ahnung sagt mir, daß wir einander hier auf Erden nicht wiedersehen werden, aber das Erdenleben ist kurz und Einmal wird die Stunde schlagen, wo wir dort oben vereint werden“. Er küßte den Priester auf beide Wangen und fuhr dann fort: „Bringe diesen Kuß Deiner lieben Mutter, die mir eine treue und tugendhafte Lebensgefährtin war, und Deinen Schwestern, meinen Kindern, die ich so innig liebe. Bitte sie in meinem Namen um Verzeihung für Alles, was ich aus menschlicher Schwäche gegen sie gefehlt haben mag. Lasset uns gemeinschaftlich für einander beten, damit Gott uns schenke, was unseren Seelen zum Heile dient.

Der Priester legte voll Wehmuth den Arm um seines Vaters Hals und ließ den Kopf an seine Brust sinken.

„Sei wohlgemuth, mein Sohn!“ sprach Talesius. Wir werden vom Unglück heimgesucht, doch lasset uns mit Gottes Willen zufrieden sein; was Er thut, ist wohlgethan. Streite muthig fort für den Glauben an jene Wahrheiten, deren Hüterin die heilige Kirche ist; der Herr hat Dich zu Seinem Gesalbten erkoren, bleibe ein treuer Diener in Seinem Weinberge, ein wachsamere Hirt über die arme, zerstreute Heerde. Und gib uns nun noch Einmal Deinen priesterlichen Segen; der möge uns ein Schild sein in der Stunde der Gefahr!“

Die beiden Greise knieten neben dem Dornenkronenpflänzchen nieder, das mit Blatt und Blüthe an das Leiden des Herrn erinnerte, und der Priester breitete segnend die Hände über sie aus.

Hugo van Dorde wußte nicht, was in ihm vorging, als er dies Alles sah und hörte. Er verglich die edlen Greise mit Ries und Ripperda, dem wüsten Lumey und den übrigen Katholikenverfolgern und sein Herz sagte ihm, daß der Protestantismus, worin er erzogen war, solche Früchte nicht hervorbringe. Er fühlte sich angezogen von so großer Tugend und heiliger Gelassenheit und unwillkürlich gelangte er zur Ueberzeugung, daß er aus seinem Glauben eine solche Ruhe und Ergebung, eine solche christliche Gleichförmigkeit mit dem Willen des Allerhöchsten nicht zu schöpfen vermöge.

„Wir sind Euch Viel verschuldet, van Dorde!“ sagte Talesius, sich an den Jüngling wendend, „für das Glück,

das Ihr uns heute verschafft habt. Wir armen Bürgermeister, die wir der Stadt Haarlem länger als ein halbes Jahrhundert gedient haben, können Euch dafür Nichts geben, als unseren Dank. Grüßet Eure Mutter von mir und sagt Ihr, daß sie auf solch' einen Sohn stolz sein darf. Möge der Himmel Euren Geist erleuchten, daß Ihr den rechten Pfad findet, der zum ewigen Heile führt; ich werde für Euch beten und Ihr werdet mein Gebet nicht verschmähen“.

Indem Hugo Talesius' Hand ergriff, sah man am Eingange des Gartens den Kerkermeister, der kam, um die Gefangenen hinein zu führen. Der Pfarrer umarmte nochmals seinen Vater, drückte Roosvelt die Hand und hielt sich dann so ruhig als möglich, um keinen Argwohn zu erregen.

Alle verließen schweigend den Garten, doch als die Gefangenen den Weg zu ihrer Zelle einschlugen, sah Talesius nochmals um, um seinem Sohne einen letzten Blick zuzuwerfen. Der Priester zog darauf den Hut tief in die Augen, woraus Thränen des bittersten Schmerzes entströmten.

In demselben Augenblick, als Hugo mit seinem Begleiter das Gefängniß verlassen wollte, ließ sich draußen ein großer Lärm vernehmen. Der Jüngling erschrak, denn er fürchtete im ersten Moment, daß der Besuch des Priesters bekannt geworden und demzufolge ein Auflauf entstanden sei. Der Tumult hatte jedoch eine ganz andere Ursache. Man kam, um Jasper Dreumel abzuholen, der auf Ripperda's Befehl gehängt werden sollte. Sobald Hugo dies

vernommen, hat er den Gefangenwärter, dem er ein paar Kronen in die Hand drückte, den Bauern so lange in seinem Bohnzimmer zu lassen, bis der Verurtheilte fortgeführt wäre. Dies wurde bereitwillig zugestanden.

Gleich darauf erschien eine Wache, an die Jasper durch den Kerkermeister überliefert wurde. Das kleine Männchen, das wir von einer nicht grade sehr vortheilhaften Seite kennen lernten, klagte und jammerte so laut, daß es durch den ganzen Gang wiederhallte. Sobald er auf die Straße gekommen war, folgte ihm die Menge schreiend und lärmend nach und nun hatte Hugo Gelegenheit, sich mit dem Priester zu entfernen. Sie gingen schweigend hinter dem traurigen Zug her, der sich zu dem Wall am Kreuzthore begab. Jeden Augenblick entstand eine Verzögerung, denn Dreumel war kaum vorwärts zu bringen und ließ sich zuweilen niederfallen, mit Händen und Füßen zappelnd, bis man ihn wieder auf die Beine brachte.

„Ich will nicht sterben! ich kann nicht sterben!“ hörte man ihn schreien und dann folgte ein lautes Hurrah aus der Menge, die ihren Blutdurst befriedigen zu wollen schien, da sie ihren Hunger nicht zu stillen vermochte.

„Ich kann nicht sterben!“ hörte man den Verurtheilten von Neuem wimmern, „ich bin verloren, ich bin verflucht.... Mutter, Mutter! das habe ich um Dich verdient!“

„Der Unglückliche scheint in großer Verzweiflung zu sein!“ sagte der Priester leise zu Hugo.

„Das wär' kein Wunder“, entgegnete Dieser, „er hat es auch danach gemacht“.

„Und sollte es nicht möglich sein, ihm geistlichen Beistand zu verleihen?“ frug der Priester.

„Was meint Ihr, Herr?“ frug Hugo.

„Man pflegt dem Verurtheilten in seiner letzten Stunde gewöhnlich Jemanden beizugeben, der ihn an Gott erinnert“, antwortete der Priester, der sich Hugo gegenüber nicht deutlicher aussprechen konnte.

„Ja, das läßt man jetzt nur so laufen“, sagte Hugo.

„Ich will Alles bekennen, aber laßt mich dann so nicht sterben!“ hörte man Dreumel wieder rufen.

„Wollen wir hier den nächsten Weg nach Hause einschlagen?“ frug Hugo den Pfarrer.

Dieser zögerte einen Augenblick und frug dann seinerseits: „Sollte gar keine Möglichkeit sein, zu dem Gefangenen zu gelangen?“

Hugo sah ihn ganz erstaunt an. „Und wozu?“ frug er.

„Van Dorde!“ sagte der Pfarrer ernst, „es steht hier Jemand auf den Punkt, vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen. Ich bin Priester und müßte ich auch mein Leben wagen, um Jenem in der Sterbestunde beizustehen, ich würde keinen Augenblick zaudern. Ihr habt Euer Leben wagen wollen, um das meines Vaters zu retten, und sollte ich das meinige nicht wagen, um einen kostbareren Schatz als das Leben, um eine unsterbliche Seele zu retten?“

„Aber bedenkt Ihr wohl, daß Jener es ist, der Euren Vater in's Verderben stürzen wollte und der hauptsächlich all' das Unheil verschuldet, das ihm begegnet ist?“

„Er bleibt trotz alledem mein Bruder in Christo“,

sprach der Priester, „Ihr kennt doch die Parabel des verlorenen Schafes, van Dorde?“

„Fragt mich Nichts mehr“, erwiderte Hugo. „Ich habe diesen Nachmittag schon so viel gesehen und gehört, das meinen Begriff übersteigt“.

„O Gott! laß mich so nicht sterben!“ schrie Dreumel wieder.

„Rehret ruhig zum Gefängnisse zurück, van Dorde“, sagte der Priester, „ich werde meinen Weg schon finden“.

„Und wohin wollt Ihr denn gehen?“ frug Hugo verwundert.

„Zum Kreuzthor!“ war die feste Antwort.

Hugo stand einen Augenblick wortlos da. „Ich werde mit Euch gehen“, sagte er endlich, „Eure Mutter hat mir die größte Sorge für Euch an's Herz gelegt“.

Die Menge bewegte sich fortwährend in der Richtung zum Kreuzthore. Sie wuchs stets an und der Lärm und das Geschrei nahmen zu, doch man konnte über Alles hinaus das Gewimmer des Verurtheilten deutlich vernehmen.

So näherte man sich dem Thore. In der Ferne sah man schon die Fackeln brennen. Sie beleuchteten Alles umher mit rother Gluth. Dreumel war ein Verräther, der mit den Spaniern im Einverständniß war und deshalb mußte er auch angesichts des spanischen Heeres den Tod erleiden. Es schien, daß man in Haarlem die Spanier mehr und mehr erbittern wollte, in dem Maaße als es gewisser wurde, daß man ihnen bald in Händen fallen würde.

Der Befehl zur Hinrichtung Dreumel's war von Ripperda unerwartet und willkürlich gegeben, so wie er Alles willkürlich that. Deshalb war noch Nichts für den Vollzug derselben in Bereitschaft und der Galgen selbst mußte noch errichtet werden, als der Verurtheilte schon an dem Orte der Execution angelangt war. Dreumel jammerte unablässig fort, er zitterte wie ein Espenblatt und als er die Hammerschläge der Zimmerleute hörte, die den Galgen errichteten, schrie er lauter als zuvor: „Ich will Alles bekennen, ich will mich befehren, o Gott! aber laß mich nicht so sterben!“

„Ich muß zu ihm“, sagte der Pfarrer, „ich muß das Aeußerste wagen“.

„Aber Ihr seid unrettbar verloren“, warnte Hugo.

„Ich bin darauf vorbereitet, van Dorde“, entgegnete der Priester, „der Tod kann mich nicht mehr überraschen; grüßt meine Mutter und meine Schwestern“.

„Es mag davon kommen, was da will, aber ich verlasse Euch nicht“, rief Hugo, „folgt mir nur!“

Er nahm den Priester an die Hand und drang durch die Menge bis zur Richtstätte. Dort wandte er sich an den, der bei der Strafvollziehung den Befehl zu führen schien und sagte: „Hier ist ein Bauer, der mit diesem verrätherischen Hund gut bekannt ist; vielleicht wird es Diesem besser, als sonst Jemandem gelingen, ihm die Namen seiner Mitschuldigen zu entlocken, wenn Ihr sie einen Augenblick mit einander reden lassen wollt“.

„Es mag gescheh'n“, war die Antwort, „doch sie mögen sich beeilen, denn sobald der Galgen fertig ist,

muß er haumeln“. Und sich an die Soldaten wendend, die Dreumel in ihrer Mitte hielten, fuhr er fort: „laßt den Schurken mit diesem Manne allein, doch sorgt, daß er nicht entwischt“.

Das war mehr, als der Pfarrer hätte erwarten können, und mit einem Dankgebet auf den Lippen trat er zu dem Verurtheilten.

Jasper sah den Pfarrer erschreckt und staunend an.

„Ich bin ein Priester“, wiederholte dieser, „Gott hat mich in Seiner unendlichen Erbarmung zu Euch gesendet, um Euch zum Tode vorzubereiten“.

„Ihr täuscht mich“, sagte Dreumel, argwöhnisch wie immer; „Ihr wollt mir Geheimnisse entreißen, um mich nachher um so mehr foltern zu können“.

„Ich schwöre Euch, daß ich die Wahrheit spreche“, entgegnete der Priester, „ich weiß, daß Ihr Eure brave Mutter zu Tode geärgert und Euren Glauben verlängnet habt, doch Gottes Liebe und Barmherzigkeit sind grenzenlos. Er wird Euch Verzeihung schenken, wenn Ihr mit reuevollem Herzen zu Ihm zurückkehrt“.

Jasper's Kniee wankten und er sank wie vernichtet zu Boden.

„Das scheint zu helfen!“ riefen Einige, die in der Nähe standen, „der Bauer wird schon herausbringen, was noch drin sitzt; wer weiß, ob wir nicht noch mehr solcher Schurken zu fangen bekommen“.

Der Priester beugte sich über den Verurtheilten und es folgte ein Zwiegespräch, das Gott allein bekannt ist.

Man kann nur mit Entsetzen an eine Beteuerung auf

dem Todesbette nach einem langen Leben voller Sünden und Missethaten denken. Die Unglücklichen, die so lange ihre Bekehrung aufschieben, setzen ruchlos ihre Seligkeit auf's Spiel; denn werden sie die Sünden, denen sie so lange anlebten, wohl bereuen können? Furchtbar sind jene Worte eines Heiligen: „Der Sünder verläßt auf seinem Sterbebette nicht die Sünden, sondern die Sünden verlassen ihn: er kann seine früheren Sünden nicht mehr begehen“. Doch Gottes Liebe ist so unendlich, als die Ewigkeit; Er hat gesagt, daß Er den Tod des Sünders nicht will, und Jesus hat dem Schwächer am Kreuze das Paradies zugesagt. Der unglückliche Jasper hatte im Himmel eine Mutter, die für ihn betete; sie war mit einem Gebete für seine Bekehrung auf den Lippen gestorben.

Ein solches Gebet einer frommen Mutter ist dem Herrn ein wohlgefälliges Opfer.

Es dauerte noch lange, bevor der Galgen fertig war und in die Erde gepflanzt werden konnte. Während jener ganzen Zeit hatte der Priester sich mit Jasper beschäftigt, dessen Ruhe zurückgekehrt war und den man laut schluchzen hörte. Doch das Volk begann ungeduldig zu werden, denn seine Neugierde wurde nicht befriedigt.

Endlich stand der Galgen da und die Soldaten traten zu Jasper, um ihn die Leiter hinan zu führen. Da sank die Hand des Priesters segnend über den Verurtheilten nieder und dieser küßte sie in dankbarer Erregung.

Aber da hörte man von verschiedenen Seiten rufen: „Es ist ein Priester! wir sind betrogen! . . . schlägt den Pfaffen todt!“

Nun entstand ein furchtbares Gedränge, so daß selbst die Soldaten fast von Jasper getrennt wurden. Hugo van Dorde hatte jedoch etwas Derartiges vorhergesehen. Ohne an eigene Gefahr zu denken, riß er den Priester mitten im Gedränge mit sich fort, doch das Volk warf sich ihm wüthend in den Weg. Es schien keine Möglichkeit zu entkommen, denn obschon Hugo sein Rappier gezogen und blind damit umherfuhr, drang der Pöbel immer mehr auf ihn ein. Plötzlich warf der Jüngling sein Schwert fort, rief dem Pfarrer noch die Worte zu: „macht, daß Ihr fortkommt!“ riß einem der Soldaten eine brennende Fackel aus der Hand und schlug damit so ungestüm um sich, daß Manchem ein lauter Weheruf entfuhr. Das brennende Pech spritzte weit umher und in einem Nu stand Hugo in einem leeren Kreise. Dann schleuderte er die Fackel fort, bahnte sich mit seinen verben Fäusten einen Weg und so gelang es ihm, von der Dunkelheit begünstigt, zu entkommen.

Auch der Priester war gerettet. Durch den Schreck, den Hugo's rasche That zu Wege gebracht, für einen Augenblick frei geworden, hatte er sich durch die ersten Reihen Bahn gebrochen. Dort war er sicher, denn er hörte wohl rings den Ruf: „ein Priester! ein Priester!“ Doch die hinten standen, wußten nicht, daß es der angebliche Bauer war, den man suchte. So rasch es ihm nur möglich war, eilte er nun nach Hause, wo man feinetwegen in Todesangst schwebte.

Es war ein Glück für Hugo, daß der Pöbel ihn beim flackernden Fackelscheine nicht erkannt hatte. Es wurde nach Jasper's Hinrichtung bei dem Wachtmeister, der bei der

Strafvollziehung den Befehl hatte, wohl nach ihm geforscht, doch dieser war ein Wallone, der erklärte, ihn früher nie gesehen zu haben.

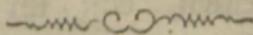
Dieser gefährliche Zwischenfall lief also für Hugo glücklicher ab, als er erwarten durfte; doch er brachte in ihm eine Gemüthsbewegung hervor, die für sein ganzes Leben entscheidend war.

Als er zu Hause gekommen war, legte er den Arm um den Hals seiner Mutter, drückte einen Kuß auf ihre Wangen und sagte: „Mutter, lehre mich Deine Religion kennen, die so viele Menschen zu Helden und Heiligen macht“.

Die alte Frau ließ bei diesen Worten den Rosenkranz, den sie grade betete, ihrer Hand entgleiten, sah ihren Sohn ganz erstaunt aber mit einem Blicke an, woraus die heiligste Freude strahlte und frug: „was sagst Du, Hugo, Du willst katholisch werden?“

„Ich will die Religion kennen lernen, die Dich und Talesius so tugendhaft und heilig macht, die den Pfarrer von Spaarnwoude in einen Helden verwandelt“, erwiderte der Jüngling, „ich möchte auch meine Feinde lieben lernen; möge Gott mir darin beistehen!“

Die Wittwe sank in die Kniee nieder und rief schluchzend: „Du hast mein Gebet erhört, o mein Gott! nun möge der Hunger meinen Leib aufzehren; ich bin zu sterben bereit, nun mein Kind aus den Fesseln des Unglaubens befreit ist!“



V.

Unsere Erzählung geht zu Ende. Wir konnten dem Leser nur Passionsblumen bieten und einzelne Rosen des Glaubens und Gottvertrauens und bitten ihn jetzt, uns noch zu begleiten zu dem Wege, der zwar mit dem Blute der Tugend getränkt wird, doch wo wir zu den Passionsblumen auch noch die Palmen des Martyrthums pflücken können.

Es war bereits in den letzten Tagen des Maimondes und noch war in dem Zustand der Stadt Haarlem Nichts verändert, das heißt, es war noch keine Aussicht auf Befreiung da und der Hunger wüthete unbarmherzig fort. Ripperda und seine Unterbefehlshaber hatten gehofft, daß Ludwig von Nassau mit neuen Truppen aus Deutschland kommen würde, um die Belagerten aus ihrer Bedrängniß zu erretten, doch man hörte und sah Nichts von Graf Ludwig. Zu Ende des Monats April hatten Ripperda und Genossen dem Prinzen von Oranien schon in Briefen zu verstehen gegeben, daß sie den Kampf gegen den Hunger und die Meuterei der fremden Truppen nicht länger aushalten könnten. Die Briefe waren mit ihrem Blut geschrieben, um anzudeuten, daß ihr Leben stündlich in Gefahr sei. Der Prinz ließ antworten, daß er in drei

oder vier Wochen Hülfe würde senden können, doch jene drei und vier Wochen gingen vorbei und die Hülfe erschien nicht. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend waren die Augen der Thurmwärter fortwährend nach der Seite gerichtet, von wo die Erlösung kommen konnte, doch sie verließen an jedem Abend gleich trostlos ihren Posten.

Es waren inzwischen schon viele Menschen dem Hunger erlegen und jeden Morgen mußten die Leichen der neuen Schlachtopfer aus den Straßen geräumt werden. Man bot schon zehn Gulden für ein sechspfündiges Brod, denn das Korn nahm mit jedem Tage in der erschrecklichsten Weise ab. Es war gräßlich anzusehen, wie die Armen einander die Haut der geschlachteten Pferde streitig machten; sie fielen wie Raubthiere darüber her und rissen mit den Zähnen die Fasern herunter, die noch einige Fetttheile enthielten. Jeden Morgen war der große Markt ganz angefüllt von Leuten, die am Rathhaus vergebens um Nahrung riefen. Und wenn Ripperda sich dann zeigte, erhoben sie ein wüstes Geheul und Gerause, mit Flüchen und Verwünschungen untermischt. Mütter hielten ihre Säuglinge empor, die wie Gerippe aussahen und wovon Viele in ihren Armen starben. Es muß gesagt werden, daß Ripperda alles Mögliche gethan hatte, um das Volk zu befriedigen, doch er mußte nothwendig mit dem kleinen Borrath sparsam zu Werke gehen. Er hatte alle Pferde, die in der Stadt waren, schlachten lassen und nur Eins für sich übrig behalten. Alle thierische Nahrung war verzehrt, in ganz Haarlem war keine Kaze und kein Hund mehr zu finden.

Hätte man jetzt wenigstens die Stadt nur übergeben, so wären viele Menschen geschont geblieben, doch dieser Beschluß wurde von Woche zu Woche verschoben, obschon man wissen konnte, daß es schließlich dazu kommen mußte. Hätten Ripperda und seine Anhänger Gnade erwarten dürfen, so würden sie wohl schwerlich länger gezaudert haben, doch da sie den Galgen vor Augen sahen, so konnte man so Etwas von ihnen wohl nicht verlangen. Es waren schon verschiedene Male Abgeordnete der Bürgerschaft zu Ripperda gesandt mit dem Ersuchen, mit Don Frederigo über die Uebergabe der Stadt zu unterhandeln, doch er wies sie barsch ab mit der Drohung, daß er Alle, die sich noch weiter mit solchen feigen Plänen trügen, strenge bestrafen würde. Auch die Mitglieder des Rathes waren fast Alle der Ansicht, daß man die Einwohner nicht länger einem solchen ungleichen Kampfe und dem Hungertode aufopfern dürfe, doch Ripperda gab ihnen zur Antwort, daß ihm Niemand zu befehlen habe und daß er nur dem Prinzen von Oranien Rechenschaft über sein Betragen schuldig sei.

Wo waren nun die Freiheiten, die man den Bürgern vorgeschwindelt hatte? Was war aus der Achtung der Religion und des Rechtes geworden?

Einer Garnison, die größtentheils aus Fremden, aus Deutschen, Schotten und Wallonen bestand, die durch ihre mancherorts begangenen Schändlichkeiten die Begnadigung verwirkt hätten, einer solchen Rotte wurde eine ganze Bevölkerung, wenigstens eine übergroße Mehrzahl ruhiger Bürger aufgeopfert und theilweise ermordet.

Und das nennt man den heiligen Streit für die Unabhängigkeit!

Der Tod, der an allen Enden der Stadt wüthete, vergaß auch die Damstraße nicht. Wir finden am Abend des 25. Mai Hugo van Dorde am Bette seiner Mutter, die schon seit einigen Tagen, von Schwäche fast ganz ausgezehrt, sich nicht mehr auf den Beinen zu halten vermochte. Ihm gegenüber sitzt Maria und neben ihm Ursula, Talesius' andere Tochter. Sie beobachten mit ängstlicher Besorgniß das Antlitz der alten Frau, das starr und gespannt und ganz abgemagert ist. Der Arzt war vor wenigen Minuten noch da gewesen, doch er sagte, daß seine Kunst ihm hier ebenso wenig als anderswo nütze, weil seine Heilmittel Nichts gegen den Hunger auszurichten vermöchten. Die Eingeweide der Dulderin hatten durch die anhaltenden Entbehrungen zu Viel gelitten, und der Magen konnte jetzt sogar keine Nahrung mehr aufnehmen. Wären auch jetzt Wohlfahrt und Ueberfluß in die Stadt zurückgekehrt, es hätte ihr wenig mehr geholfen.

„Bist Du da, Hugo?“ frug die alte Frau, als sie aus einem kurzen Schlummer erwachte.

Hugo gab ihr die Hand und antwortete mit theilnahmsvoller Stimme; „Ja, Mutter, und auch Maria und Ursula sind hier“.

Die Kranke wendete ihr Haupt um und lächelte schmerzlich.

„Wie seid Ihr doch gut“, sagte sie, indem sie Ursula anblickte, „Ihr habt jetzt schon die ganze Nacht und den Tag über bei mir geiracht; Gott möge es Euch vergelten“.

„Ihr rechnet mir diesen kleinen Dienst viel zu hoch an, Mutter van Dorde“, entgegnete das Nönnchen; „könnte ich Eure Krankheit nur durch meine Sorge erleichtern, ich thäte gewiß Alles, was nur möglich wäre“.

Die Kranke lächelte wieder wehmüthig. „Da kommen alle menschlichen Hülfsmittel zu kurz“, sagte sie. „Meine Eingeweide haben zu sehr gelitten durch den Hunger und die widernatürliche Kost, die wir in der letzten Zeit genießen mußten. Ich fühle mein Ende nahen und ich habe nur noch Einen Wunsch, der leider wohl nicht erfüllt werden kann“.

„Einen Priester hättet Ihr gern an Eurem Sterbebette, nicht wahr?“ frug Maria.

„Ja, einen Priester“, sagte die alte Frau. „Ich weiß wohl, daß ich der großen Gnade nicht würdig bin, weil ich mich so lange freiwillig von den heiligen Sacramenten enthalten habe, doch mein Verlangen ist so groß, so unendlich groß“.

„Es ist jetzt doppelt zu beklagen, daß mein Bruder seit dem mit Jasper Dreumel Borgesfallenem krank ist“, sagte Maria, „er hatte heut früh ein heftiges Fieber. Doch ich will mal sehen, wie es ihm jetzt geht“.

„Laß das, Maria“, sagte Hugo, „der würdige Mann ist im Stande, seinen eigenen Zustand ganz zu übersehen, um meiner Mutter beizustehen“.

„Aber wenn es doch vielleicht möglich wäre, Hugo“, sagte die Kranke in einem Tone, der ganz das Verlangen ihrer Seele zu erkennen gab.

„Sollte es nicht möglich sein, einen anderen Priester zu finden?“ frug Hugo.

„Es befinden sich zwei im Gefängniß“, antwortete Maria, „die Anderen halten sich versteckt, wie mein Bruder: vielleicht böte sich morgen eine Gelegenheit“

„Nein, morgen nicht“, sagte die Kranke, „morgen werde ich nicht mehr leben“.

Hugo bedeckte sein Angesicht mit den Händen; er wußte, daß seine Mutter die Wahrheit sprach und versuchte, seinen Schmerz zu verbergen.

Inzwischen war Maria still hinausgegangen, während Ursula ihren Rosenkranz nahm und vor dem Bett niederkniete.

„Ja, bete für mich, frommes Kind, das nie die Bosheit der Welt gekannt hat“, sprach die Kranke, „das Gebet solch einer unschuldigen Seele muß wirksam sein bei Gott“.

Wenige Augenblicke darauf kam Maria wieder, begleitet von ihrem Bruder, der sich auf ihren Arm stützte. Er sah sehr blaß und angegriffen aus; die Augen lagen tief in ihren Höhlen und seine Lippen waren blau. Auf seinen Wink öffnete Maria einen Schrank; darauf zog er einen Kelch aus seinem Gewande hervor, stellte ihn in den Schrank, kniete mit großer Anstrengung nieder und schloß den Schrank wieder zu.

„Wie geht es, Mutter van Dorde?“ frug der Priester, indem er Hugo freundlich die Hand drückte und sich auf einen Stuhl neben das Bett nieder setzte.

„Ich muß sterben, Ew. Hochwürden“, gab die alte Frau zur Antwort, „ich verlangte so sehr nach einem Priester, doch ich fürchte, daß mein Verlangen ungeziemend gewesen, denn ich sehe, Ihr seid sehr unwohl“.

„Ich bin krank“, gab der Priester zur Antwort, „doch ich bin noch jung und habe eine starke Natur und hoffe mit Gottes Hülfe bald wieder hergestellt zu sein“.

„Mit mir alten Frau ist es vorbei“, sagte die Wittwe, „doch ich scheide gern von dieser Welt, nun der liebe Gott meinen innigsten Wunsch erfüllt und mir einen Priester gesendet hat“.

„So haben wir noch täglich Ursache Gott zu danken für die Gnaden, womit Er uns, selbst mitten in der Verfolgung, überhäuft“, sagte der Priester.

Darauf ersuchte er die Anwesenden, ihn einige Augenblicke mit der Kranken allein zu lassen.

Die alte Frau wollte zum letzten Male beichten. Entsetzlicher Augenblick, wenn wir der Welt entrückt werden, um Rechenschaft über unsere Thaten zu geben!

Als die Thüre wieder geöffnet wurde, breitete Ursula ein weißes Tuch über den Tisch und stellte ein Kreuzifix darauf. Hugo kniete am Bette nieder und bedeckte die Hand seiner Mutter mit Küssen.

„Laß mich jetzt allein mit Gott, Hugo!“ sprach sie, „ich habe Ihn noch um so Vieles zu bitten, auch für Dich, mein Sohn!“

Der Jüngling entfernte sich schluchzend.

Der Priester öffnete den Schrank und stellte den Kelch, der den wahren Leib Jesu Christi enthielt, auf den Tisch.

Hugo lag mit den Uebrigen auf den Knieen, denn die Gnade war schon in seinem Herzen durchgedrungen und er hatte sie nicht von sich gestoßen, sondern sich ihr ganz

überlassen. Er hielt während der ganzen heiligen Handlung, die nun vorgenommen wurde, die Augen, woraus unaufhörlich Thränen flossen, auf seine Mutter gerichtet und als diese mit vor Freude verklärten Zügen den Mund öffnete, um die heilige Hostie zu empfangen, ließ er laut schluchzend den Kopf auf seinen Stuhl niedersinken.

Nachdem die Kranke sich einige Zeit mit ihrem Gott beschäftigt, dankte sie dem Priester, der vor Ermüdung fast ganz erschöpft am Bett Platz genommen und rief Hugo zu sich.

„Ich habe mich jetzt ganz dem Willen des Herrn übergeben, der mir armen Sünderin so große Gnaden ertheilt hat“, sprach sie mit schwacher Stimme, „ich muß Dich nur noch um Verzeihung bitten wegen der geringen Sorge, die ich für das Heil Deiner Seele getragen“.

„Rede doch nicht so, Mutter“, sagte Hugo, der wieder vor dem Bette kniete, „Du hast mich stets so innig lieb gehabt“.

„Es war eine Liebe ohne Gott, mein Sohn“, fuhr die alte Frau fort, „eine irdische, eine sündhafte Liebe. Gott hat jedoch in Seiner unendlichen Erbarmung Alles zum Besten gewendet. Er hat mich Sünderin wieder in Gnaden aufgenommen und mir außerdem noch das Glück geschenkt, Deine Bekehrung erleben zu dürfen. Du willst ja fortan leben im aufrichtigen, katholischen Glauben, den Deine Mutter früher so schändlich verlassen hat“.

„Das verspreche ich Dir!“ rief Hugo aus vollstem Herzen, „ich will zu der Religion übertreten, woraus so

große Tugend und Kraft zu schöpfen ist im Leben und im Tode“.

„Gott sei gelobt!“ rief der Priester, die gefalteten Hände zum Himmel erhebend.

„Wollt Ihr mich die Wahrheiten des heiligen Glaubens meiner Mutter lehren, Hochwürden?“ frug Hugo. „Mein Herz brennt vor Verlangen, dieselben Gnaden zu empfangen, deren sie jetzt theilhaft geworden“.

„Und jetzt habe ich nur noch Eine Bitte“, sprach die Sterbende, deren Stimme immer schwächer wurde, „nehmt meinen Sohn in Euer Haus auf, bis das traurige Schicksal, das über diese Stadt verhängt ist, entschieden sein wird; er hat nun Niemand mehr und ich fürchte, daß er sich ganz verlassen fühlen wird, wenn ich nicht mehr da bin“.

Als der Priester und seine Schwestern die Versicherung gegeben hatten, daß dieses Verlangen befriedigt werden sollte, ließ die alte Frau den Kopf in die Kissen nieder-sinken und faltete die Hände zu einem stillen Gebet. Die Anwesenden knieten darauf Alle nieder, um von Gott eine selige Sterbestunde für sie zu erflehen.

Noch in derselben Nacht entschlief die Wittve van Dorde sanft und ruhig. Es starben mit ihr zugleich in jener Nacht in Haarlem viele Menschen vor Kummer und Elend, aber Keinem sonst war das Glück zu Theil geworden, die heilige Wegzehrung zu empfangen, die des Menschen Seele so wirksam kräftigt für die Reise in die Ewigkeit.

Mit jedem Tage wurde der Zustand der Stadt unhaltbarer; mit jedem Tage wuchs die Zahl derer, die vor Entkräftung starben. Ripperda hatte, wie wir schon sagten, nur Ein Pferd noch übrig, das Einzige, das noch in Haarlem zu finden war; alle Uebrigen waren geschlachtet und die Knochen zertheilt und ausgekocht, um das letzte nahrhafte Theilchen davon zu erhalten. Man konnte jetzt selbst für hohe Preise kaum ein Brod mehr kaufen. Es hatten schon öfters Zusammenrottungen stattgefunden, die ein bedrohliches Ansehen gegen die Regierung annahmen, doch man hatte sie mit Gewalt unterdrückt.

Jetzt begann sich jedoch bei der Garnison und besonders bei den Wallonen immer mehr ein aufrührerischer Geist zu zeigen. So lange man noch einigermaßen ihren Hunger zu befriedigen gewußt hatte, waren sie mit ihrem Loos ziemlich zufrieden gewesen, da doch nur wenig Hoffnung für sie überblieb, doch jetzt begannen sie laut zu murren und drohten, die Stadt anzuzünden, wenn man ihnen kein Essen verschaffte. Ripperda, der wohl einsah, daß hier seine Macht zu kurz kam und daß es gefährlich sei, Gewalt anzuwenden gegen Bagabunden, die schon Einmal gedroht hatten, selbst den Prinzen von Oranien an Alba auszuliefern, um ihren rückständigen Sold zu erhalten, beschloß noch ein letztes Mittel zu versuchen, um die Meuterer zurückzuhalten. Während der Belagerung hatte man für die Correspondenz mit Oranien Tauben benutzt, die für hohe Preise von unerschrockenen Männern mit Lebensgefahr dem Prinzen überbracht wurden. Mancher hatte jene muthige That mit seinem Leben bezahlen müssen.

Anderere waren glücklicher gewesen. Es befanden sich noch einige Tauben in Haarlem, die im Dominikaner-Kloster, wo Ripperda wohnte, von einer starken Abtheilung bewacht wurden, weil man sie sonst nicht sichern konnte vor den Hungrigen, die Nichts unversucht ließen, alles Eßbare zu annectiren.

Ripperda ließ nochmals einen hohen Preis ausrufen für den, der es wagen wollte, eine der Tauben mit einem Briefe dem Prinzen von Oranien zu überbringen. Es fand sich wirklich Jemand zur Uebernahme dieses gefährlichen Auftrages bereit. Nun schrieb man einen Brief an den Prinzen, der von Ripperda und Riez unterzeichnet wurde, worin das Elend, das in der Stadt herrschte, mit den grellsten Farben geschildert und auf sofortige Hülfe gedrungen wurde, weil die Lage nicht mehr haltbar war und die Meisten lieber den Spaniern als der Hungersnoth anheimfallen wollten.

Der Bote ging in der Nacht des 25. Mai ab. Ripperda mußte die meuterischen Soldaten zu beruhigen durch die Aussicht, daß innerhalb zwei Tagen Antwort erwartet werden dürfte, wenn es wenigstens dem Boten gelänge, die feindlichen Posten zu umgehen. Den 27. verlebte man in Haarlem in großer Spannung. Schon früh am Morgen begaben sich viele Neugierige zu den Wällen und den Thurmwächtern war der Befehl gegeben, unmittelbar zu warnen, sobald die Taube sichtbar würde. Der Morgen ging jedoch vorbei, ohne daß man die geflügelte Botin gewahr wurde. Stündlich wuchs die Menge an und nahm auch das Murren zu, das sich allmählig

erhob und am Nachmittag, als die Hoffnung immer schwächer wurde, hörte man überall Drohungen und Berywünschungen unter dem Haufen laut werden, welche die Bürger mit Schrecken und Entsetzen erfüllten. Ripperda, Ries, Lancelot und mehre andere Anführer befanden sich auch auf den Wällen, um das Volk zur Ruhe zu bewegen, doch mit jeder Sekunde nahm ihr Einfluß ab und als sich endlich die Sonne zum Untergange rüstete, artete das Gemurre in wilden Aufruhr aus. „Zum St. Johannes-Kloster!“ hörte man plötzlich rufen, „Ripperda's Pferd muß geschlachtet werden. Wir wollen essen oder sterben!“ Die ausgehungerte Menge brach in lautes Jubelgeschrei aus und verließ in aller Eile die Mauern.

Doch es war plötzlich, als wenn Alle ein electrisches Zucken durchführe. Ertönte da nicht das Signal des Thurmwarts? Es herrschte einen Augenblick lang eine Todesstille, Jeder hielt unwillkürlich den Athem an, und als sich abermals das Signal hören ließ, entfuhr tausenden Kehlen zugleich ein Freudenschrei. Man drängte sich von den Wällen, um zu sehen, ob das Zeichen Wahrheit verkündet. Aller Augen waren gespannt emporgerichtet, doch nirgends erblickte man die sehnlichst erwartete Taube.

„Es ist ein falsches Signal gewesen! man hat uns an der Nase herumgeführt!“ riefen Einige, deren Ungeduld nicht rasch genug befriedigt wurde. „Nein! nein!“ hörte man von einer anderen Seite: „Da ist sie!“

Und wirklich sah man eine Taube in rascher Flucht den Luftraum durchschneidend, der Stadt sich nähern. Das war ein wichtiger Augenblick, denn die Taube sollte

über Leben oder Tod entscheiden. Sollte der Prinz wirklich noch Aussicht auf eine baldige Befreiung geben können, oder ließ er auf Taubenflügeln den Tod in die Stadt hineintragen?

Während solche Gedanken Aller Herzen zwischen Furcht und Hoffnung schwanken ließen und die Taube sich mehr und mehr der Stadt näherte, fiel plötzlich im feindlichen Lager ein Schuß; man sah wie das arme Thier, das sich nach seinem Schlage sehnte, noch einige flatternde Bewegungen machte und dann senkrecht zur Erde fiel.

Der Schrei der Verzweiflung und des Hasses, der jetzt in die Lüfte stieg, ist unmöglich auszumalen; es war nichts Menschliches in jenem Schrei, den die ausgehungerten Kehlen ausstießen. Die Wuth, die Manche befeelte, war so groß, daß sie sich die Haare ausraufen, und wären alle Verwünschungen und Verfluchungen, die in jenem Augenblick laut wurden; in Erfüllung gegangen, so würde für keinen einzigen Spanier mehr ein Himmel bestanden haben.

„Nun ist es aus, nun müssen wir sterben!“ hörte man verzweifelnd rufen, und die Frauen rangen jammernd und wehklagend die Hände.

„Nein, nicht sterben! . . . wir müssen uns erst noch rächen“, rief Houtebeen, der auch auf dem Walle stand.

„Ja, wir wollen uns rächen!“ tönte es von verschiedenen Seiten. „Können wir unseren Hunger nicht stillen, so wollen wir wenigstens unsere Rachlust kühlen. An den Galgen mit dem spanischen Gesindel! Hier sollen sie sterben; wir wollen den spanischen Hunden zeigen, daß wir sie noch nicht fürchten!“

Es waren Handlanger von Kiez, die sich so ausließen, um der Wuth, die sich besonders bei den fremden Soldaten offenbarte, eine andere Richtung zu geben.

Und nun strömte der ganze Haufen von den Wällen wieder zur Stadt und begab sich rasend und lärmend zum Gefängniß in der Zylstraße. Die Wache hatte sich indeß innerhalb der Mauern zurückgezogen und der Kerkermeister weigerte sich, das Thor zu öffnen.

„Die Verräther müssen baumeln!“ schrie der rasende Haufen. „Wir wollen Blut sehen, Blut; Brod oder Blut!“

Der Kerkermeister weigerte sich jedoch hartnäckig, die Gefangenen auszuliefern.

„Steckt das Nest in Brand!“ hörte man rufen. „Nein, wir wollen die Elenden zappeln sehen!“ tönte es von anderer Seite.

Es wurden verschiedene vergebliche Anstrengungen gemacht, das Thor zu erbrechen. Da holten die Schotten und Wallonen der Bande des Bilderstürmers Foxus, die in diesem Drama die Hauptrolle spielten, Pfähle herbei, und nach langem Widerstand erlag die Thüre des Gefängnisses den gewaltigen Stößen. Die inneren Thüren theilten bald dasselbe Schicksal und kaum eine Stunde später wurden die Gefangenen, von ihren Henkern auf das Grausamste mißhandelt, in die Straße hinausgetrieben.

Es war inzwischen schon ganz dunkel geworden, so daß man Fackeln angezündet hatte. Der unglücklichen Schlachtopfer waren neun, darunter ein Priester. Roosvelt war der Erste, der sich den Blicken des wüthenden Pöbels zeigte. Der 84jährige Greis „ging regt op sijn Lijf“,

sagt Opmeer, und die dem Gefängniß zunächst Stehenden wichen unwillkürlich zurück vor der würdevollen Erscheinung des Märtyrers. Ihm folgte Talesius, dessen Angesicht in gewohnter Milde leuchtete, obschon er sehr gut einsah, daß ihn dasselbe Loos erwarte, das einst seinem Freunde Thomas Morus, dem Kanzler Großbritanniens zu Theil geworden war. Nach Talesius kam der Priester, dessen Martertod wohl erwähnt, doch dessen Name von den Geschichtschreibern nicht genannt wird; dann folgten noch fünf Soldaten und ein junger Mann, den man im „Hout“ gefangen genommen hatte.

Unter dem Geschrei oder lieber dem Gebrüll der blutdürstigen Menge wurden nun die Gefangenen durch die Straßen zum Walle geführt, während ihnen allerlei Schimpfworte und auch Steine und andere Gegenstände an den Kopf geworfen wurden. Roosevelt ging immer mit erhobenem Haupte, als müßte er wie früher einer Sitzung im Rathhause beiwohnen. Talesius dagegen hatte den Blick zur Erde gerichtet. Er dachte an seine Frau, an seine Kinder und das Herz zog sich ihm im Busen zusammen bei dem Gedanken an den Seelenschmerz, der sie verzehren müsse; er betete zu Gott um Trost und Ergebung für jene Theuern. Plötzlich richtete er das Haupt empor: er hatte eine bekannte Stimme vernommen; es war, als wenn man seine Hülfe anrief und was vermochte er, der arme Gefangene, den man zum Tode führte! Nochmals hörte er die nämliche Stimme und noch eine andere, die sein tiefstes Gemüth durchbohrte und einen Augenblick darauf sah er, wie seine Frau und Tochter,

nebst van Dorde sich einen Weg durch die Menge bahnten, um zu ihm gelangen. Die Begegnung, die hierauf stattfand, war herzerreißend, und wenn die Böfewichter, die sich zur Verübung einer der gräßlichsten Schandthaten, womit jene Zeit besudelt ist, anschickten, noch einen Gran menschlichen Gefühls gehabt hätten, so würden sie gewiß da ihr teuflisches Vorhaben eingestellt haben.

„Meine liebe Martha, mein gutes Kind!“ rief Talesius, freudig bewegt, indem er seine Frau und Ursula an das Herz drückte, „darf ich noch Einmal das Glück haben, Euch zu sehen!“

Die Frauen wehllagten laut; sie küßten dem theuren Gatten und Vater die eingefallenen Wangen und erhoben die Arme zum Himmel, wie um Gottes Erbarmen herabzuflehen.

„Macht hier nicht solches Aufsehen“, sagte Houtebeen, der wieder der Rädelshörer war.

„Was hat dieser Mann Euch gethan, Henker?“ frug Martha, sich in ihrer ganzen Größe vor den Unmenschen hinstellend, „fürchtet Ihr die Strafe Gottes nicht?“

Der scheußliche Frieser stieß einen gräßlichen Fluch aus, gab der armen Frau einen Stoß vor die Brust und sagte: „Macht, daß Ihr aus dem Staube kommt, oder zum Henker, es wird Euch schlecht bekommen!“

„Hoho, Hauptmann“, sprach Hugo, dessen Antlitz leichenblaß war, „man geht nicht so mit wehrlosen Frauen um“.

„Wenn Ihr Euch so Viel aus dem Lumpenpack macht“, entgegnete Houtebeen, den Jüngling vom Kopf bis zu den

Züssen verächtlich musternd, „warum sorgt Ihr denn nicht dafür, daß sie aus dem Gedränge bleiben, oder glaubt Ihr, daß ich mich durch Frauengeheul einschüchtern lasse?“

Der unerwartete Zwischenfall, der hier vor sich ging, veranlaßte eine momentane Stockung, indem sich das Volk von allen Seiten um die Schlachtopfer anhäufte.

„Nun wird es bald aus sein?“ rief Houtebeen wieder, indem er Ursula unsanft beim Arm erfaßte und roh aus dem Wege stieß.

„Ban Dorde“, sagte Talesius, dem jungen Mann die Hand gebend, „wollt Ihr mir einen letzten Dienst erweisen, sorgt dann dafür, daß meine Frau und Tochter sich entfernen, denn ihr Leben ist in Gefahr. Geh', liebe Martha“, fuhr er zu seiner Gattin gewendet fort, die sich ihm schon wieder um den Hals gestürzt hatte, „geh', erhalte Dein Leben für unsere lieben Kinder“.

„Ich verlasse Dich nicht, ich will mit Dir sterben!“ jammerte die Unglückliche, doch Houtebeen gab den Soldaten den Befehl, die Frauen mit Gewalt zu entfernen, was sofort geschah, und Hugo, der sehr gut einsah, daß jeder Widerstand fruchtlos sei, folgte ihnen, um ihnen so viel möglich beizustehen.

Man konnte das Schreien und Jammern der Frauen aus dem Toben der wüsten Menge noch heraushören. Talesius streckte wehmüthig die Hände nach der Richtung aus, von wo die Töne gehört wurden, die sein Herz zerrissen. Thränen entsprangen seinen Augen und in der Bitterkeit seines Schmerzes sagte er zu Roosevelt: „Solch ein Leiden übersteigt meine Kräfte“.

Roosevelt zeigte zum Himmel. „Nur Muth, Märtyrer für Christus“, sprach er, „dort oben werden wir bald Alle vereinigt werden“.

„Märtyrer für Christus!“ wiederholte Talesius, indem eine heilige Rührung seinen ganzen Körper durchbebt, „o ja, für Christus, für Seine Kirche will ich gerne auch dieses Opfer, das allergrößte, bringen. Märtyrer für Christus“, sagte er nochmals halblaut, und es war, als wenn er schon einen Borgeschmack empfand der ewigen Herrlichkeit, die ihm bald zu Theil werden würde, denn sein Antlitz war von einem Lächeln verklärt, wie es kein irdisches Empfinden hervorzurufen vermag. „Wir wollen Gott bitten, mein Freund“, so fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „daß Er unser Opfer wohlgefällig aufnehmen möge, wir wollen die Gebete der Sterbenden sprechen“.

Das Geräse der wüsten Menge wurde immer größer; es wiederhallte durch die ganze Stadt und bis zum Lager der Spanier hinüber, doch es drang kaum an das Ohr der Schlachtopfer, deren Seelen ganz in Gott versenkt waren.

Die beiden Frauen folgten von Weitem dem Zug; Hugo van Dorde, der für einen solchen Schmerz keine Trostesworte geschaffen wußte, begleitete und stützte sie.

Auf der Mauer stand noch der Galgen, woran man Jasper Dreumel aufgekniüpft hatte; man hatte seine Leiche zwei Tage daran hängen lassen, um die Spanier noch mehr zu erbittern.

Als man sich der Stelle genähert hatte, wo abermals

eine fürchterliche Unthat verübt werden sollte, sagte Houtebeen: „So, Ihr Verräther, nun wird endlich Eurem Treiben ein Ende gemacht werden!“

„Wer wagt es, uns Verräther zu nennen?“ frug Roosvelt, dem Bilderstürmer einen entrüsteten Blick zuwerfend.

„Ich“, antwortete Houtebeen dreist.

„Ich weiß nicht wer Ihr seid“, erwiderte Roosvelt würdevoll, „doch wer gibt Euch das Recht, uns zum Galgen zu schleppen? Glaubt Ihr, daß wir den Tod verdient haben, warum verhört Ihr uns nicht; es wird uns nicht schwer werden, unsere Unschuld zu beweisen“.

Talesius legte seine Hand auf Roosvelt's Arm. „Warum sollten wir trachten, uns zu rechtfertigen“, sagte er, „Gott kennt unsere Unschuld und der Menschen Urtheil kann uns im Angesichte des Todes nicht kümmern“. Und mit dem Finger auf den Galgen zeigend, fuhr er fort: „Laßt uns beweisen, daß wir jenes Holz nicht scheuen. Christus, unser Heiland, ist am Kreuze gestorben, und warum soll der Diener mehr sein als sein Herr?“

„Ihr habt Recht“, antwortete Roosvelt, „der Tod ist für uns der Eingang zur ewigen Herrlichkeit“.

„Das ist die Sprache der Märtyrer, die schon vor 15 Jahrhunderten im Colosseum zu Rom geredet wurde“, sagte der Priester, „Muth, meine Freunde, nur noch wenige Augenblicke und der Streit ist ausgestritten“.

Martha und Ursula waren inzwischen abermals mit Hugo durch die Menge hindurchgedrungen und ihr Jammergeschrei erfüllte wieder die Luft.

„Ich will mit Dir sterben; ich kann nicht länger mehr leben!“ rief die Frau, sich an Talesius anflammernd.

„Schöne meiner, liebe Martha“, sagte Talesius, ihren Kopf an seine Brust pressend, „meine Seele bedarf der Ruhe; ich stehe auf dem Punkt vor Gott zu erscheinen, und wer sollte Sein Urtheil nicht fürchten!“

„O Gott, erbarme Dich unser!“ wimmerte die alte Frau.

„Sei getrost, Martha“, fuhr Talesius fort, „eine Ahnung sagt mir, daß wir nicht lange getrennt bleiben werden. Wo ist mein Sohn?“ flüsterte er Ursula besorgt in's Ohr.

„Er ist krank, Vater“, sagte das Nönnchen, „und Maria ist bei ihm geblieben; sie durfte ihn nicht verlassen“.

„Das ist gut, mein Kind, die Krankheit wird sein Leben weniger in Gefahr bringen, als wenn er gesund vor mir stände“.

„An den Galgen!“ hörte man allerwegen rufen, „der Alte zuerst!“

„Hier bin ich!“ sprach Roosvelt vortretend. Dann streckte er die Arme gen Haarlem aus und sagte: „Arme Stadt! ich hatte Dich so lieb; ich habe immer so große Sorge für Dich getragen; o möge unser Blut nicht an Dir gerächt werden“. Und sich dann an den Priester wendend, fuhr er fort: „Euer Segen, mein Vater; er möge mir als Behrpfennig dienen auf dem Wege zur Ewigkeit“.

Alle Schlachtopfer knieten nieder und der Priester breitete segnend die Hände über sie aus.

Auch Hugo van Dorde war mit den beiden Frauen in die Kniee gesunken; es war ihm, als wenn auch seine letzte Stunde geschlagen.

Darauf umarmten sich die beiden Alt-Bürgermeister; sie sagten kein Wort, aber ihre Augen waren vielbedeutend zum Himmel gerichtet.

„Macht doch ein Ende mit diesem Trödel“, rief Houtebeen, dessen Wuth zunahm, je mehr Ruhe seine Opfer an den Tag legten; „vorwärts mit dem Alten, oder meint Ihr, er wäre schon in der Geburt erstickt?“

„Ich verzeihe Allen, die meinen Tod verschulden“, rief Roosvelt mit klarer Stimme, indem er zum Galgen abgeführt wurde, „möge Gott ihnen auch Verzeihung schenken!“

„Vater! in Deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ hörte man ihn noch rufen, als er die Leiter erstieg, die einen Augenblick darauf unter seinen Füßen fortgerückt wurde.

Lilienfarben wie seine Haare war auch seine Seele, die ihren Kerker verlassend zu ihrem Schöpfer enteilte, um die Krone in Empfang zu nehmen, die für die Getreuen aufbewahrt ist.

Betäubend war das Geschrei, das zum Himmel aufstieg, als der Greis zwischen Himmel und Erde hing, und Martha klammerte sich zitternd an ihren Gatten, denn jener Schrei tönte wie die Todtenglocke an ihr Ohr. O dürfte sie nur sterben mit dem Manne, den sie, dies fühlte sie, nie so innig geliebt hatte, als in diesem schrecklichen Augenblick.

„Martha, meine Stunde ist gekommen“, sprach Talesius mit dumpfer Stimme, indem er sich sanft von ihr losmachte, „unterwerfe Dich mit Ergebung dem anbetungswürdigen Willen Gottes, damit Dein Leiden fruchtbar sei dort oben, Martha dort oben“

Er konnte kein Wort weiter sprechen, sein Gemüth war überwältigt und er fiel ihr schluchzend um den Hals. Doch seine Geisteskraft kehrte nach wenigen Augenblicken zurück. Er umarmte auch seine Tochter und bat sie, ihrem Bruder und ihrer Schwester seinen letzten Gruß zu überbringen.

Da warf Hugo sich vor ihm nieder und rief, Alles um sich her vergessend: „O laßt mich noch Einmal das Wort der Verzeihung von Euren Lippen vernehmen; ich fühle mich sehr schuldig Euch gegenüber“.

„Stehet auf, van Dorde“, sprach Talesius würdevoll, „was hätte ich Euch noch zu verzeihen, der Ihr mir so viele Beweise der Freundschaft gegeben. Ich habe nur noch Eine Bitte an Euch zu richten: Kehret zurück zu der wahren Kirche Christi, damit Ihr Ruhe finden möget für Eure Seele im Leben und im Tode!“

„Ich hoffe bald dieser Gnade theilhaft zu werden“, antwortete Hugo, „wenn die Zeit der Vorbereitung für mich zu Ende sein wird“.

„Gott sei gedankt!“ sprach Talesius, dessen Antlitz zum letzten Male durch ein Lächeln verklärt wurde, „auch aus dem Bösen läßt Er so viel Gutes erwachsen; Sein heiliger Name sei gesegnet!“

Nun kamen die Soldaten, um ihn zum Galgen zu

geleiten. Martha streckte nochmals die Arme nach ihm aus, doch sank im nämlichen Augenblick mit einem lauten Schrei bewußtlos zur Erde nieder.

„Lebe wohl, Ursula, lebe wohl, mein Kind! im Himmel sehen wir einander wieder“, rief Talesius. Er wandte noch zweimal den Kopf um und warf einen Blick voller Liebe auf Gattin und Tochter; dann stieg er gebeugten Hauptes die Leiter hinan, die ihn zum Tode führte.

„Jesus, Dir lebe ich, Jesus, Dir sterbe ich!“ rief er noch laut und gleich darauf wurde seinem Leben ein Ende gemacht.

Die beiden Freunde, die so viele Jahre gemeinschaftlich das Wohl der Stadt Haarlem beherzigt hatten, starben mit gleicher Unerforschtheit den Tod der Märtyrer.

Man hörte die abscheulichsten Berwünschungen von den Lippen der Menschen, die wilden Thieren gleich geworden waren. Doch die Engel und die Heiligen jauchzten über den glänzenden Sieg.

Nun wurden die Anderen nach einander dem Galgen überliefert und bei jedem neuen Mord nahm die Raserei der ausgehungerten Soldaten zu, die von der Befriedigung ihres Blutdurstes berauscht zu werden schienen.

Van Dorde und Ursula hatten sich inzwischen mit der alte Frau beschäftigt, deren Lebensgeistern zurückkehrten, als das letzte Schlachtopfer abgeführt wurde. Sie fuhr einige Male mit der Hand über die Augen und starrete wie abwesend vor sich hin.

„Mutter, liebe Mutter“, sagte Ursula, „komme zu Dir selbst, ich bin bei Dir . . . Deine Ursula“.

„Ursula Ursula!“ wiederholte Martha mit tonloser Stimme, „ja Ursula meine Tochter. Aber“ und sie fuhr nochmals mit der Hand über das Angesicht, „wo bin ich wo ist Vater?“

„Komm', Mutter, steh' auf, wir wollen nach Hause gehen“, schluchzte das arme Mädchen, das sich kaum länger aufrecht zu halten vermochte.

Plötzlich schrie die unglückliche Frau, die vor wenigen Augenblicken Wittwe geworden war, laut auf. „O ich weiß jetzt Alles“, rief sie, sich erhebend, „ich weiß jetzt Alles!“

Sie machte sich von Hugo und Ursula, die sie stützten, los, und mit fliegenden Haaren zu Houtebeen und seinen Handlangern eilend, rief sie: „Ungeheuer, was habt Ihr mit meinem Gatten angefangen?“

„Müßt Ihr darüber noch Text und Auslegung hören?“ frug Dieser in seiner gewohnten höhnischen Weise.

„Elender!“ rief sie im Uebermaß ihres Schmerzes, Houtebeen ziemlich unsanft an den Arm fassend, „meint Ihr, daß Muth dazu gehört, einen wehrlosen Greis umzubringen? Ihr seid ein nichtswürdiger Feigling, ein Henker!“

Houtebeen stieß die Frau gewaltsam von sich und brach in fürchterliche Verwünschungen aus, doch sie war so von ihrem Schmerz überwältigt, daß sie nicht wußte, was sie that. „Ich sage, daß Ihr ein Feigling seid“, wiederholte sie, nochmals auf ihn zugehend, trotz aller Anstrengungen, die van Dorde machte, sie zurückzuhalten, „wollt Ihr jetzt auch Eure Mordlust an Frauen fühlen?“

Die Augen des Bilderstürmers flammten vor Wuth. „Hört Ihr es?“ rief er, „das elende papistische Gesindel nennt uns, die tapferen Bertheidiger Haarlems, Feiglinge, muß das nicht gerächt werden?“

„Ja, ja!“ tönte es von allen Seiten, „fort mit der verrätherischen Brut . . . Tod den Papisten!“

Es entstand ein großer Andrang, der den beiden Frauen gefährlich zu werden drohte, doch Hugo warf sich rasch zwischen Martha und Houtebeen und sagte mit fester Stimme: „Hauptmann, ich nehme diese Frauen im Namen unseres Befehlshabers Ripperda in Schutz“.

„Ripperda soll uns lieber Brod schaffen; Ripperda hat hier Nichts zu befehlen“, tönte es in der Runde.

„Und ich sage Euch, daß ich diese Frauen mit meinem Leben beschützen werde“, rief Hugo.

„Seid Ihr ein Ueberläufer geworden, daß Euch dieses Gesindel so am Herzen liegt?“ frug Houtebeen höhniſch.

„Ich habe nie Greise und Frauen mißhandelt“, sagte Hugo, „ich achte das eines Mannes unwürdig“.

„Er ist ein Ueberläufer!“ riefen Einige, die jenem Wort eine ganz verkehrte Bedeutung gaben, „ein Verräther! Schmeißt ihn über die Mauer, dann kann er den Spaniern erzählen, wie es ihm geht!“

Es entstand eine große Verwirrung. Es schien, daß die Zahl der Schlachtopfer noch nicht zur Befriedigung der Mordlust genügte. Die Frauen wurden mit Steinen geworfen und unter allerlei Mißhandlungen fortgetrieben. Hugo versuchte noch Einmal, sie zu befreien, doch was vermochte er allein gegen eine solche Uebermacht? Er war

leichenblaß geworden und an beiden Seiten seines Angesichts rann ein Blutstrom aus zwei Wunden, die er am Kopf erhalten, nieder.

Unter lautem Getöse stürmte nun die wüste Bande in voller Fahrt mit Hugo und den beiden Frauen, die keinen Augenblick fanden, um ein Wort mit einander zu reden, den Wall hinunter. Wenn sie nun und dann vor Ermüdung und Gemüthserregung niedersanken, wurden sie mit Tritten und Stößen wieder auf die Beine gebracht; ihre Kleider waren zu Fetzen gerissen und die Haare flatterten ihnen wild um das Angesicht. Als die Wüstlinge an den Bakkenesser Kanal gekommen waren, konnte Martha nicht mehr fort; mit welchen Mißhandlungen man sie auch überhäufte, es war umsonst; ihre Kräfte waren ganz erschöpft.

„Werft sie in's Wasser!“ rief Einer aus dem Haufen, und es war, als wenn die ganze Bande in Einem Augenblick von dem nämlichen unseligen Geist besessen ward.

„Ich bitte Euch, Hauptmann, verschont diese Frauen“, bat Hugo, der noch einmal versuchen wollte, sie zu retten, „was kann der Tod jener beiden Aermsten Euch nutzen!“

Doch Houtebeen wäre jetzt selbst nicht mehr im Stande gewesen, sie zu retten. Mit einer Wuth, worin nichts Menschliches mehr zu finden war, wurden die beiden Frauen zum Wall geschleppt und in das Wasser geworfen. Die alte Frau ließ keinen Laut mehr vernehmen; sie war schon halb todt und sank auch gleich unter, doch Ursula rief in ihrer Todesangst laut um Hülfe. Sie klammerte sich krampfhaft an einen Pfahl, woran gewöhnlich die

Röhne festgelegt wurden, doch man warf fortwährend Steine nach ihr und als auch sie untersank, erhoben ihre Henker ein lautes Jubelgeschrei. Sie tauchte jedoch einen Augenblick später wieder auf und streckte jammernd nochmals die Hände nach dem Holze aus, mit der letzten Anstrengung ihr Leben zu retten.

Hugo van Dorde, den man ergriffen hatte, um ihn zurückzuhalten, riß sich jetzt mit Gewalt los und sprang mit dem lauten Ruf: „Herr Jesus, sei meiner armen Seele gnädig!“ in den Kanal. In einem Nu hatte er Ursula, die schon wieder untersinken wollte, ergriffen und versuchte nun schwimmend mit ihr das jenseitige Ufer zu erreichen.

Laute Verwünschungen stiegen aus der Menge auf und es regnete Steine auf die Unglücklichen, doch Hugo strengte trotzdem alle seine Kräfte an, um mit Ursula den Wall zu erreichen. Schon hatten seine Füße die feichten Uferstellen erreicht; er stand einen Augenblick still, um Athem zu schöpfen und dann einen letzten Versuch zur Rettung des wehrlosen Opfers zu wagen, als ihre Verfolger mit lautem Geschrei über die nächste Brücke heranstürmten, um an der anderen Seite ihr unmenschliches Werk fortzusetzen.

Es war nun an keine Rettung mehr zu denken. Hugo klammerte sich wie ein Verzweifelter an die Bekleidung des Kanales, doch man stieß ihn unter unbeschreiblichem Höllenlärm vom Ufer ab. Dreimal wiederholte er den Versuch, ohne Ursula, die schon bewusstlos geworden war, loszulassen, doch endlich durchbohrte eine

lanze seine Seite; man hörte ihn noch das Wort „Mutter!“ stammeln, und dann versanken Beide in die Tiefe, um nicht wieder heraufzukommen.

Sie waren die letzten Opfer des schrecklichen Tages, der mit blutigen Lettern in der Geschichte der Stadt Haarlem verzeichnet steht.

* * *

Wir haben unserer Erzählung nicht Viel mehr hinzuzufügen. Unsere Absicht war hauptsächlich, das Leben, die Tugenden und den glorreichen Tod zweier Bürgermeister von Haarlem zu beschreiben, die bei unseren katholischen Landesgenossen fast gar nicht bekannt sind und doch, selbst in weiteren Kreisen, allgemein bekannt und geschätzt zu werden verdienen. Die Thaten, die darin verflochten sind, werden ohne Zweifel von den Nichtkatholiken unserer Zeit ebenso sehr verabscheut werden als von uns, und wir vertrauen, daß sie uns deshalb nicht den Vorwurf der Gehässigkeit, der wir ganz fremd sind, machen werden.

Jetzt wollen wir noch in aller Kürze die Ereignisse mittheilen, die bis zur Uebergabe der Stadt Haarlem stattfanden und noch Einzelnes über die Personen aufzeichnen, die in diesem Buche mehr oder weniger unser Interesse erregt haben.

Es schien, daß die Wüßlinge, die sich bei den Mordscenen des 27. Mai hervorgethan hatten, für den Augenblick ersättigt waren, denn der Aufruhr, der schon sein Haupt erhoben hatte und dessen Folgen für Ripperda, Ries und mehrere Andere nicht zu berechnen waren, nahm keinen Fortgang. Die Noth wurde jedoch mit jedem Tage

unerträglich und die Zukunft düsterer. Die Erbitterung gegen den Prinzen von Oranien war in Haarlem sehr groß, da die Truppen meinten, er hätte mit ihnen sein Leben für die Stadt wagen müssen. Das Gerücht war auch schon im Anfang des Monats Juni allgemein verbreitet, daß die Haarlemer dem Prinzen von Oranien, der am 8. Juni nach Leiden kam, hatten wissen lassen, daß sie ihn, wo sie ihn immer fänden, in Stücke reißen würden, weil er sie so schlecht belohnte für die Vertheidigung der Stadt.

Der Prinz stellte nun in der That Alles in's Werk, um ein neues Heer anzuwerben und ließ zugleich das Gerücht austreuen, daß er sich persönlich an die Spitze desselben stellen würde. Obgleich dies nun zwar nicht der Fall war, so brachte er doch wirklich aus den Städten, die in seiner Macht waren, ein Trüppchen von 1200 Mann zusammen. Zu dieser Frist hatte man von dem Thurme von St. Bavo die schwarze Fahne ausgesteckt, zum Zeichen, daß man in Haarlem in der äußersten Noth sich befinde.

Die Hungersnoth war inzwischen in der Stadt so hoch gestiegen, daß man sogar die Leichen nicht mehr ungestört in ihren Gräbern ließ und es wird als eine Thatsache angeführt, daß Mütter, in halb sinnlosem Zustand, ihren Hunger mit den Leichen ihrer Kinder stillten. Täglich waren blutige Ausläufe, denn das Leben hatte fast keinen Werth mehr. Nichtsdestoweniger dauerte der unsinnige Haß gegen die Katholiken an; es war, als wenn der Blutdurst in dem Maaße zunehme, als die

Aussicht auf Selbsterhaltung geringer wurde. Einem dieser Ausläufe fiel auch Maria, des Talesius Tochter, zum Opfer. Am 5. Juli hatte sie versucht, für sich und für ihren Bruder, dem Pfarrer von Spaarnwoude, der von seiner Krankheit genesen war, gegen sehr hohen Preis einige Nahrung zu kaufen, die zu anderen Zeiten ein Hund verschmähen würde, als sie sich unerwartet inmitten eines Haufens Gesindels befand, die wie gewöhnlich zum Rathhause gegangen waren, um Unterhalt zu fragen. Vor einer rauhen Behandlung bangend, suchte sie an den Häusern entlang fortzuschleichen, doch erregte dadurch grade den Verdacht, daß sie Etwas verbergen wollte. Man fiel mit Ungestüm über sie her, zerrte ihr die Kleider vom Leibe und mißhandelte sie in so unmenschlicher Weise, daß sie gleich auf der Stelle den Geist aufgab. Der Geschichtschreiber Opmeer sagt, daß die Leiche jener unglücklichen jungen Wittwe ihren Henkern zur Nahrung gedient hat.

Doch wir wollen unsere Leser nicht länger mit den Greuelthaten unterhalten, die in Haarlem verübt wurden; sie erregen zu großen Ekel und Abscheu.

Am 7. Juli kam ein Brief in die Stadt, worin der Prinz von Oranien ersuchte, die Stadt wo möglich noch zwei Tage gegen den Feind zu vertheidigen, der am 3. begonnen hatte, die Stadt heftiger als je zu beschießen. Batenberg sollte versuchen, mit 4000 Mann den Belagerten zu Hülfe zu kommen und die Haarlemer wollten mit 2000 Mann einen Ausfall thun, um Batenberg nach Kräften zu unterstützen. Doch die Spanier hatten

abermals zwei Posttauben aufgefangen und so war der Versuch schon als halb mißlungen zu betrachten. Die Truppen Batenberg's, die größtentheils aus englischen und französischen Soldaten bestanden, waren in der Nacht des 9. Juli so still wie möglich bis zum „Haarlemhout“ vorgedrungen, doch wurden da unversehens von den Spaniern angefallen. Bei dem sogenannten „Mannenpad“ fand ein heftiges Gefecht statt, das sehr unglücklich für des Prinzen Heer ablief; nicht weniger als 3000 seiner Soldaten blieben auf dem Schlachtfelde und alle Lebensmittel, wonach die Haarlemmer mit so feurigem Verlangen ausfahen, fielen den Spaniern in die Hände.

Dieses letzte Ereigniß machte dem langdauernden und furchtbaren Drama ein Ende. In Leiden war das Volk so gegen den Prinzen erbittert, daß man die Fenster seines Palastes einwarf und ihn öffentlich als Betrüger und Verräther ausschrie. Ripperda, Lancelot, van Brederode und mehre andere Hauptleute faßten in der Stille den Entschluß, mit allen wehrbaren Männern einen Versuch zu wagen, um sich wo möglich durch den Feind hindurch zu schlagen, da sie völlig überzeugt waren, daß Alba ihnen keine Gnade schenken würde. Dieser Plan wurde jedoch verrathen in dem Augenblicke, als man ihn zur Ausführung bringen wollte. Die Frauen, die sich nun unbarmherzig dem Feinde überliefert sahen, erfüllten die Luft mit lautem Wehklagen; es herrschte eine unbeschreibliche Unordnung und die Folge davon war, daß man den Plan, der so wenig mit Ripperda's früherer Prahlerei übereinstimmte, aufgeben mußte.

Es scheint, daß Don Frederigo hiervon unterrichtet war, denn er ließ unmittelbar darauf Briefe in die Stadt bringen, wodurch den Einwohnern Aussicht auf Begnadigung eröffnet wurde. Man unterhandelte nun mit dem Oberbefehlshaber des spanischen Heeres und am 12. Juli fand die Uebergabe statt. Die Bedingung war, daß die Stadt sich auf Gnade und Ungnade ergebe und sich von der Plünderung loskaufe. Nunmehr begaben sich einige spanische Haupt-Officiere in die Stadt und überbrachten den Befehl, daß die französischen, schottischen, englischen und wallonischen Soldaten in eine Kirche zusammengeführt werden sollten; die hoch- und niederdeutschen Truppen und die Bürger wurden in verschiedene Kirchen untergebracht, nachdem erst alle Waffen am Rathhause abgegeben worden waren. Es wurde sofort für eine Brod-Vertheilung gesorgt.

Am folgenden Tage ließ Don Frederigo die Hauptleute und Fähnriche zum Hause Kleef überführen, und noch einen Tag später, nachdem Alba die Festungwerke der Stadt in Augenschein genommen, begann die Strafe, die fürchterlich war. Keiner der fremden Soldaten, die meistens auch schon in anderen Städten die größten Grausamkeiten verübt und sich bei der Bilderstürmerei betheiliget hatten, wurde begnadigt. Sie wurden enthauptet, gehenkt oder ertränkt. Ripperda, Lancelot, Houtebeen, Ries und andere Hauptleute mußten erstgenannte Strafe auf dem Marktplatze erleiden.

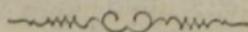
„So endete die Belagerung Haarlem's, die sieben Monate gedauert hatte“, sagt Dr. Nuyens. „Der

Verlust auf beiden Seiten war sehr groß. Die ganze Besatzung, die über 4000 Mann betrug, wurde mit Ausnahme von 600 deutschen Kriegsknechten, vom Geschützfeuer oder durch Henkershand hinweggemäht. Die Zahl der gefallenen Bürger belief sich nur auf 68. Von Seiten der Belagerer waren mehr als 12,000 Mann auf dem Schlachtfeld geblieben oder von Krankheiten fortgerafft. Der Sieg, den die Spanier errungen, war fast ebenso verderblich als manche Niederlage, durch den Verlust an Geld, Zeit und Leuten, den er erfordert hatte“.

„Am 15. August wurde die arg verwüstete große Kirche dem katholischen Gottesdienst wiedergegeben und von Bischof Godfried van Mierlo auf's Neue geweiht; am 21. desselben Monats ward von Don Frederigo eine allgemeine Amnestie verkündet, wovon indeß einige Haarlemer ausgeschlossen blieben. Von den 240,000 zur Loskaufung von der Plünderung bestimmten Gulden wurden 100,000 bezahlt; den Rest konnte die Stadt nicht aufbringen und hat es auch später nicht gethan. Es scheint auch von Seiten der Statthalter nicht mit Nachdruck darauf gedrungen zu sein“.

Der Pfarrer von Spaarnwoude ist mit dem Leben davon gekommen, doch wurde ein paar Jahre später gefänglich nach 's Gravenhage eingebracht, weil er sich zu sagen vermessen, daß sein Vater und die übrigen Schlachtopfer für den Glauben gestorben seien. Ob er im Gefängniß gestorben oder nicht, das erwähnen die Geschichtschreiber nicht.

Was Stuyver betrifft, so hat dieser wenig Früchte geerntet von seinem Eifer für die Sache der calvinistischen Partei. Als er sich später erkühnte, sich auf das Recht der Religionsfreiheit für die Katholiken zu berufen, hat man ihn einfach seiner Freiheit beraubt.



Anmerkungen.

1) Seite 7. Der Name Willem van der Marck steht mit doppelter Kreide angeschrieben unter Jenen, die berüchtigt sind wegen der Verfolgung und Mißhandlung der Priester. Willem van der Marck, der Stammvater dieses Hauses von dem Geschlechte der Lumey, in 1446 geboren, ward vom Bischof von Lüttich erzogen und erhielt durch seine Zügellosigkeit den Zunamen des „wildes Schweines der Ardennen“. Er ermordete einen der Bedienten seines Wohlthäters und nahm die Flucht nach Frankreich, wo er dem regierenden König Ludwig XI. anbot, die Lütticher zum Aufstand anzu-spornen. Er empfing dazu Geld und Truppen, lockte den Bischof Ludwig von Bourbon in einen Hinterhalt und tödtete ihn. Er verwüstete darauf Brabant, doch ward später vom Erzherzog Maximilian geschlagen, der ihn enthaupten ließ.

Unser Graf Willem van der Marck, Herr v. Lumey, hatte ganz den Charakter seines Ahnen und Namensgenossen. Sein leichtsinniger Lebenswandel ließ ihn schon frühzeitig die Pflichten der Religion vernachlässigen. Er haßte die Priester so sehr, daß er ein Tiger schien, wenn er sich an ihrer Marter weiden konnte. Er war einer der Unterzeichner des von den Adligen abgeschlossenen Bündnisses im Jahre 1565 und gewiß einer der am meisten bei dem Aufstande gegen Spanien theiligten Verschwornen. Man sagt, daß er bei der Hinrichtung der Grafen Egmond und Hoorne geschworen hat, sein Haar, seinen Bart und seine Nägel so lange wachsen

zu lassen, bis er ihren Tod im Blut der Priester gerächt haben würde.

Es ist bekannt, daß der Prinz von Oranien Lumeij verabscheute, was jedoch nicht verhinderte, daß er ihm den Befehl über die Flotte der Wassergeusen anvertraute. Mit jener Flotte nahm er am 1. April 1572 Brielle ein, brach Wort und Eid und ließ darauf die Priester und Mönche zu Tode bringen, die wir unter dem Namen der Märtyrer von Gorkum kennen.

Man sagt, daß der Prinz von Oranien hierüber sehr erzürnt war, aber trotzdem ernannte er ihn zum Obersten.

Ueberall, wohin Lumeij kam, herrschten Schrecken und Entsetzen unter den Katholiken und der Name seines Vorfahrs, „das wilde Schwein der Ardennen“, wurde auf ihn verdientermaaßen übertragen.

Unter seinen unmenschlichen Grausamkeiten ist nicht Eine, die so viel Abscheu erregte, als der Mord, an Musius begangen. Er war auch so sehr von Oranien's Mißbilligung dieser That überzeugt, daß er während der Folterungen die Thore von Leiden schließen ließ, damit kein Bote des Prinzen in die Stadt käme.

Am 7. April 1572 versuchte er, den Pfarrer von Hellevoet, Henricus Bogaerts, den man nach Brielle gebracht hatte, durch Drohungen und Versprechen zur Glaubensverläugnung zu bewegen. Als ihm dieses nicht gelang, ließ er dem Priester Hände und Füße abhauen und ihn dann aufhängen.

In Schoonhoven ließ er verschiedene Mönche umbringen. In Gouda ließ er die Klöster plündern und die Priester und Klosterbrüder so barbarisch foltern und zu Tode bringen, daß eine nähere Beschreibung dessen unmöglich ist. In Leiden hat er alle Priester, die er in seine Macht bekommen konnte, ermorden lassen.

Trotz all dieser Schändlichkeiten wurde er von den Staaten zum Statthalter von Holland erwählt. Als er

jedoch, wie wir in unserer Erzählung gesehen haben, bei seinem Versuch, den Haarlemern Verstärkung zu bringen, mit seiner ganzen Bande geschlagen war, wurden die Staaten mißvergnügt; sie entboten ihn nach Delft und ließen ihn, wahrscheinlich in Uebereinstimmung mit dem Prinzen von Dranien, verhaften und auf das Schloß van Woerden bringen — doch gab man ihm bald die Freiheit wieder, weil das Land große Verpflichtungen gegen ihn hatte. Van der Marck, wüthend über die ihm widerfahrene Schmach, beschloß sich zu rächen; er versammelte einen Haufen Wallonen, doch seinem Vorhaben wurde die Spitze abgebrochen und er wurde abermals verhaftet und ihm diesmal das Schloß Honingen bei Rotterdam zum Aufenthalt angewiesen. Er entkam jedoch und ließ zu Rotterdam Pamphlete voll grober Beleidigungen des Prinzen und der Staaten verbreiten. Darauf gab der Prinz von Dranien den Befehl, ihn und seine Diener und Handlanger gefangen zu nehmen und streng zu bewachen, doch er mußte trotzdem abermals zu entkommen.

Im Jahre 1574 begab sich van der Marck nach Tüttich, seinem Geburtsort. Da wurde er drei oder vier Jahre später von einem tollen Hund gebissen, in Folge dessen er in völliger Raserei starb.

Ein Geschichtschreiber seiner Zeit hat eine Grabscrift auf ihn gemacht, die folgendermaßen lautet:

Hier ligt Wilhelm van der Marcken,

Hy leefde als een beest en stierf als een
Varcken. (Schwein).

²⁾ Seite 8. Die sogenannte Bartholomäus-Nacht oder Pariser Bluthochzeit wird noch immer als ein Steckenpferd benutzt, um Rom zu verunglimpfen. Wem daran liegt, eine richtige Darstellung dieser blutigen That zu erhalten, lese darüber Dr. Nuyens' vortreffliches Werk „Geschiedenis der nederlandsche beroerten (Unruhen) in de XVI^e eeuw (Jahrhundert)“.

3) Seite 102. Renau Hasselaar war die Wittwe des Manning Borst, eines Schiffbauers, und Tochter von Simon Hasselaar. Die Geschichte meldet außer ihrer Heldenthats nichts Besonderes von ihr. Sie war 46 Jahre alt. In fast allen Büchern, worin von der Belagerung Haarlem's die Rede ist, heißt es, daß sie eine reiche Wittwe war, doch dafür scheinen wenig Gründe zu bestehen. Wir finden wenigstens in einer Handschrift, worin ihr Heldennuth sehr gerühmt wird, daß sie ein Jahr vor der Belagerung von einem Priester, „der die Kapelle bei der langen Brücke bediente“, 250 Gulden geliehen hat. Ein Proceß, der nachher daraus hervorging und von einem der Verehrer Ripperda's und Renau's, „ein unangenehmer Rechtshandel“ genannt wird, hat bewiesen, daß es eine poetische Freiheit war, die die Renau zu den Frauen des angesehenen Standes gezählt hat. Als später die Regierung von Haarlem in den Besitz von Allem kam, was der katholischen Geistlichkeit zugehört hatte, ward auch Renau Hasselaar's Schuldbrief gefunden. Man hatte ihr jenen Schuldbrief auf Abschlag für „gelieferte Balken und Schiffscrippen“, die während der Belagerung zu Verschanzungen benutzt wurden, geben wollen, doch Renau wollte sich nicht damit abfinden lassen und so ist jener Proceß entstanden. Es geht hieraus hervor, daß Renau Hasselaar keine reiche Wittwe war und daß ihre Uneigennützigkeit für Haarlem auch nicht so groß gewesen, wie man gewöhnlich hervorzuheben sucht, um ihr, als einer historischen Figur, einen noch interessanteren Anstrich zu geben. Nach Einigen wurde sie später Etwas wie Hauptmännin der Torfmesserinnen von Arnemuide.

4) Seite 139. Die Passions- oder Dornenkronenblume ist wenig bekannt. Wir können nicht unterlassen, hier die reizende Legende des Dichters J. Poelhekke in einer Uebersetzung folgen zu lassen:

Als Jesus am Kreuz hing auf Golgatha's Höh'n,
Blüht' unter dem Kreuz ein klein Blümelein schön,
Es glänzten die Blättchen, als ziere sie hold
Ein funkelnder Regen vom lautersten Gold.

Die Rechte des Herrn, so zerrissen und wund,
Schwebt' über der Stelle, wo's Blümelein stund,
Von oben ein purpurner Tropfen wohl rann,
Den nahm in drei Blättchen das Blümelein an.

Nacht ward's, und es bebte die Erd'. Blümelein
Schloß fest sein Juwel in der Blätter Schrein,
Und als es sich öffnet, von Licht neu bestrahlt,
Da stand jedes Blatt mit 'nem Blutstropf' bemalt.

Das goldgelbe Kelchlein schoß höher empor,
Bald sproß dort ein grünendes Knösplein hervor;
Und sieh, jede Knospe war nun über Nacht
Mit zierlichem Kranze von Dornen bedacht.

Und noch trägt dies Blümlein des Blutstropfens Schein,
Und zieht, wenn es Nacht wird, die Blättlein ein;
Noch trägt jedes Knöspschen die dornige Kron'; —
Und mahnt an des Ewigen leidenden Sohn.

